

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 27 (2020)
Heft: 298

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Was die Kantonshauptstadt jetzt braucht: ein City-Hallenbad und ein City-Theaterhaus. Von René Hornung und Dario Forlin

48

Ein weitgefasster Literaturbegriff und starke Frauenstimmen: das 12. St.Galler Festival Wortlaut. Von Peter Surber

50

Ein Buch, das so nur von einer Frau geschrieben werden kann: Laura Vogts zweiter Roman *Was uns betrifft*. Von Gallus Frei-Tomic

51

Wer sind wir? von Edgar Hagen zeigt eindrucksvoll, wie reich ein Leben mit Einschränkungen sein kann. Von Corinne Riedener

53

Guz's not Dead! Trotzdem konnte den Frontmann der Aeronauten nichts retten. Eine Abschiedsrede von Chrigel Fisch.

54

Bunny Rogers zerlegt im Kunsthaus Bregenz den Trauerkult und baut einen Duschraum der Erinnerung. Von Kristin Schmidt

58

Manuel Stahlbergers «eigener Schatten»: ein Trip durch Kindheitsmelancholie und Erwachsenen-depression. Von Peter Surber

59

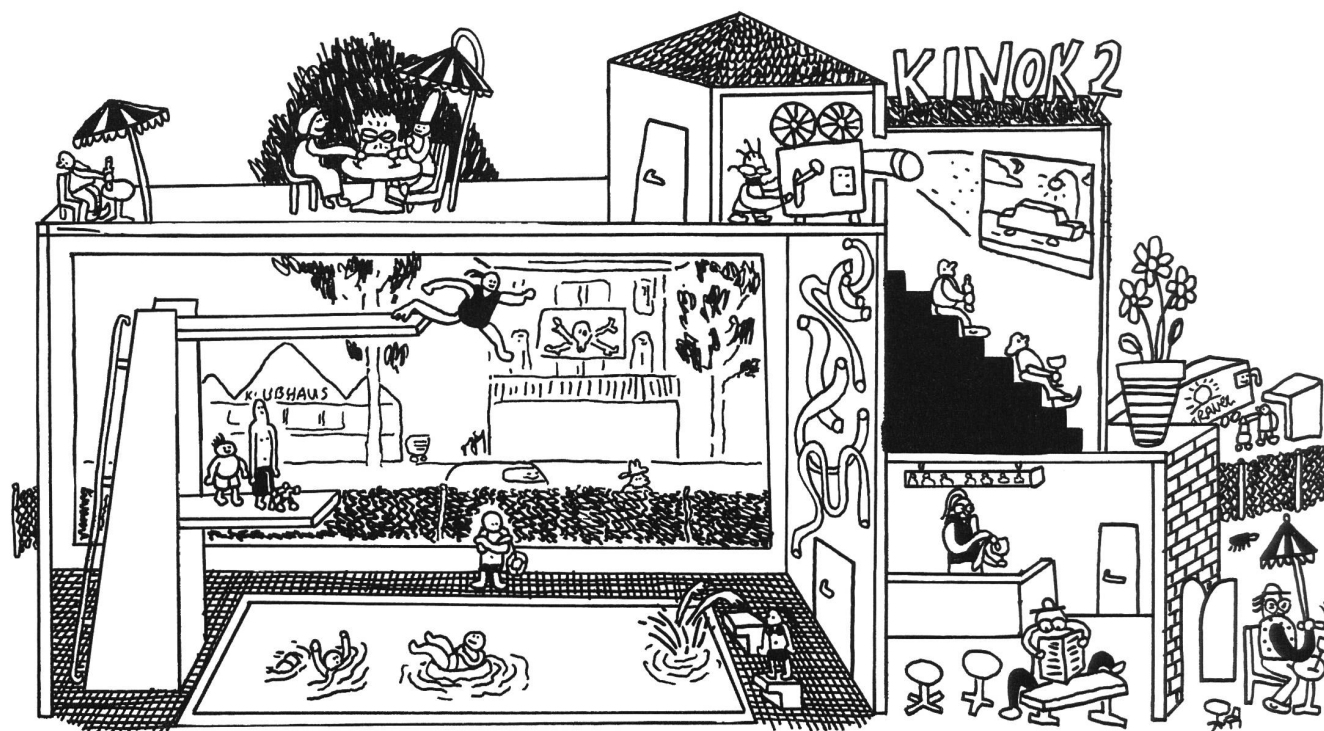
Keine Räuberpistole, sondern ein Kammerspiel um Leben und Tod: *Smith & Wesson* in der Kellerbühne. Von Peter Surber

60

Parcours: Obacht Obacht, Frauenkampftag, die Kinder sind los!

61

Was St.Gallen braucht: ein City-Hallenbad und ein City-Theaterhaus. Hier sind sie.



Vorsichtig operieren Stadtrat und Stadtparlament, wenn es ums Geld geht. Investitionen wollen sie vorfinanziert haben, oder die neuen Einrichtungen müssen mindestens so viel Ertrag versprechen, dass sie sich mittelfristig selber tragen. Nur: Kultur und Sport rentieren in aller Regel nicht. Aber beides sind wichtige Elemente, wenn es um die Attraktivität einer Stadt geht. Gute Kinos und Theater, Konzerte in attraktiven Räumen oder gut ausgerüstete Sportanlagen gehören heute – neben den Jobaussichten – zu den Gründen, weshalb jemand hier oder dort wohnt.

Das wussten schon die Generationen vor uns. Die St.Galler Stadtväter liessen sich in der Blüte der Stickerei nicht lumpen. Mit dem Volksbad entstand das erste Hallenbad der Schweiz, reich dekoriert und weit mehr als nur ein Ort, um den Körper zu pflegen. Die Fussballbegeisterten gründeten den FC – auch eine Pioniertat. Mit den Museen und den weiterführenden Schulen entstand eine städtische Infrastruktur, wie man sie damals nur in den Grossstädten im Ausland kannte – und es fuhren direkte Eisenbahnwagen nach Paris. Kein Wunder, liessen sich bis zur Stickereikrise viele Zuwanderer lieber in St.Gallen als im damals noch provinziellen Zürich nieder.

Dann kam der Schock der Stickereikrise – doch das ist inzwischen 100 Jahre her. Warum also nicht wieder einmal etwas Grosses wagen? Stadtentwicklung heute folgt zwar anderen Kriterien als damals, aber belebte Institutionen im Stadtzentrum waren damals und sind heute noch entscheidend. Man kennt das Bild: Schulhäuser und Bürogebäude, ja selbst die hochgerüsteten Einkaufsgassen sind spätestens nach Ladenschluss menschenleer, ausgestorben und dunkel. Nur in der Freitag- und Samstagnacht lebt die Stadt. Oder wenn im Kino ein Erfolgsfilm läuft, die Menschen aus dem Theater oder einem Konzert strömen oder vom

Sport kommen – egal ob sie selber aktiv waren oder auf den Zuschauerrängen sassen.

Die SP hat im Februar die Diskussion über eine «Stadtstrategie 2024» lanciert. Ihr Auslöser: Diverse Gebäude, die der Kanton St.Gallen in der Hauptstadt besitzt, könnten mittelfristig neu genutzt werden; mehr dazu auf saiten.ch und stadt-strategie.ch. Die erst angestossene Debatte zeigt eines bereits klar: Eine lebendige Stadt braucht publikumsintensive zivilgesellschaftliche Angebote – möglichst mittendrin. Deshalb zwei Vorschläge, die mehr verändern könnten, als hier oder dort eine frei werdende Verwaltungsetage neu zu füllen.

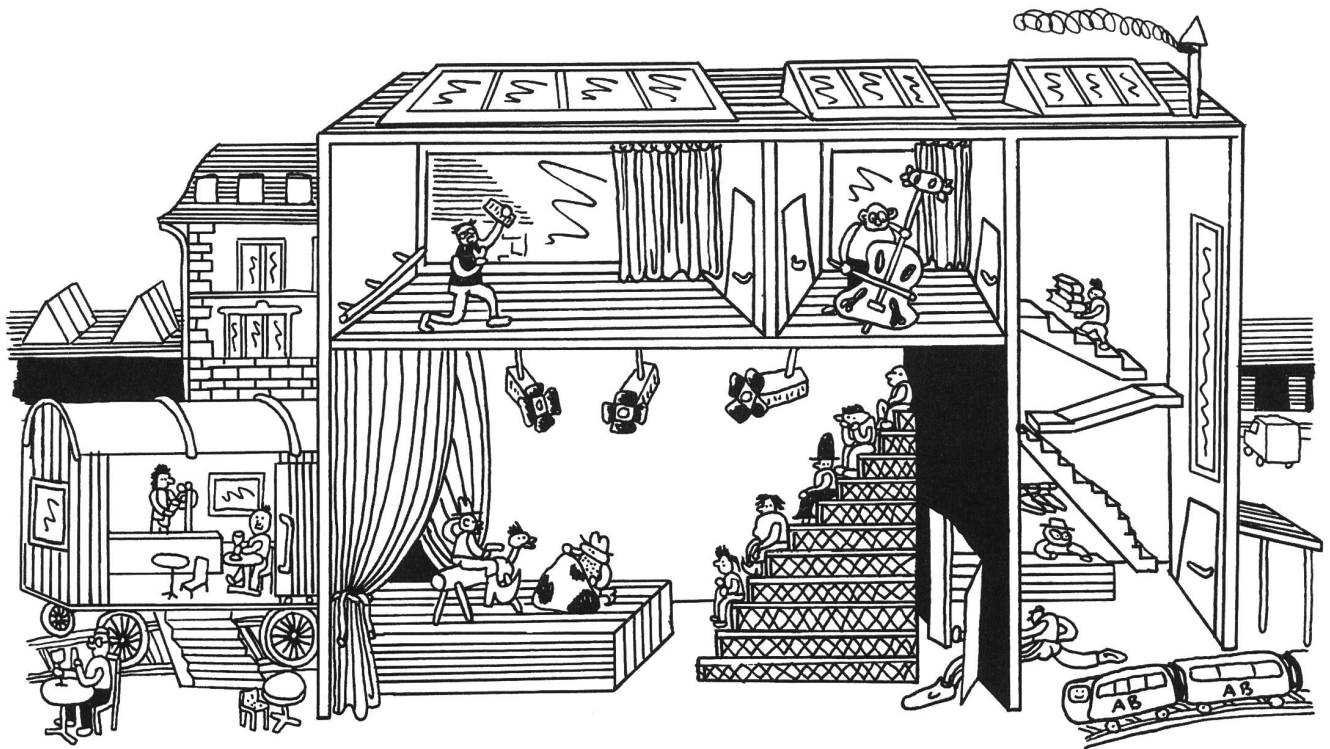
Schwimmen in der City

Statt das Hallenbad Blumenwies für teures Geld am Stadtrand zu erweitern und zu sanieren, gleich ein neues Bad bauen, auf dem Areal Bahnhof Nord oder auf dem Güterbahnhofareal. Das Beispiel des Zürcher Hallenbads City zeigt, wie viel die gute Erreichbarkeit zum Erfolg beiträgt. Und wer vom Schwimmen oder aus der Sauna kommt, hat Hunger und Durst – die Restaurants und Bars rundum werden es danken. Klar: Der Wettbewerb für die Blumenwies-Sanierung ist entschieden, aber der Kredit ist noch nicht gesprochen. Noch ist Zeit, die Planung zu überdenken und den Kanton zu überreden, dass er den öden, an die SBB vermieteten Parkplatz auf dem Bahnhof-Nord-Areal freigibt. Parkplätze gibts ja unter der Fachhochschule zur Genüge.

Räume für die «Freien»

Der zweite Vorschlag: Das für die Theatersanierung zu errichtende Provisorium auf dem Unteren Brühl vor der Tonhalle

Was ist St.Gallen stolz auf seine Pioniertaten! Der älteste Fussballklub des Landes, das erste Hallenbad oder einst ein direkter Zug nach Paris. Könnte man auch heute wieder etwas Vergleichbares wagen? Hier zwei Vorschläge. Von René Hornung und Dario Forlin (Zeichnungen)



wird nach den zwei Spielzeiten wieder abgebrochen – aber nicht entsorgt. Der Holz-Elementbau lässt sich zum Beispiel auf dem Güterbahnhofareal wieder aufstellen. Provisorien leben bekanntlich lange. Auch dafür gibt es in Zürich ein Beispiel: Der provisorische Tonhallsaal auf dem Maag-Areal hat eine derart gute Akustik, dass inzwischen die Forderung im Raum steht, ihn auch nach der Sanierung der alten Tonhalle weiter zu betreiben. Das St.Galler Theaterprovisorium könnte so der freien Szene zur Verfügung stehen, die für die Erarbeitung von Produktionen oder mittelgrosse Veranstaltungen keine Räume findet oder solche teuer mieten muss. Regelmässig bleiben nämlich als Gage für die Kunst- und Kulturschaffenden nur noch Brosamen übrig. Der grösste Teil der Eintritte freier Produktionen geht für Raummiete drauf.

Gute Räume sind das A und O

Ein paar weitere Vorschläge, die zur Belebung der Innenstadt beitragen könnten, hat Saiten noch auf Lager:

Aus dem Calatrava-Bau an der Moosbruggstrasse wird bald die Notrufzentrale ausquartiert. Hier könnte man in gediegener Architektur eine kulturelle Nutzung mit Abendveranstaltungen einrichten. Das nach allen Himmelsrichtungen offene Glasdach wird das Signal aussenden, dass hier Weltoffenes und Kopflüftendes zu erleben ist.

Oder: ein zweiter, gar ein dritter Saal fürs Kinok. Heute platzt es in der Lokremise mit bis zu sechs Vorstellungen pro Tag aus allen Nähten. Mit über 61'000 Eintritten im Jahr 2019 ist das Programmkinokino nach dem Theater zur St.Galler Kulturinstitution mit den zweitmeisten Besucherinnen und Besuchern geworden. Mehr Säle würden eine einfachere Programmierung erlauben. Unser Zeichner Dario Forlin hat

die zündende Idee: Der Kinosaal kommt gleich neben das Hallenbad hinter den Gleisen.

Als weitere Idee bietet sich ein Skills-Park an, wie er in Winterthur nah am Bahnhof existiert und wie es ihn kleiner auch in Herisau gibt. Das sind Einrichtungen, die Kinder und Eltern gemeinsam interessieren und die sehr viel Publikum anziehen.

Der Erfolg all dieser Einrichtungen hängt zwar weitgehend von der Programmierung ab, doch wichtig sind auch gute Räume, wie Kinok-Leiterin Sandra Meier betont. Dabei habe das Kinok in der Lokremise grosses Glück: Die Leute kommen auch wegen der besonderen Atmosphäre. Anders steht es um den Raum für Literatur, der im dritten Stock der St.Galler Hauptpost eingerichtet und dem Strassenlärm ausgeliefert ist. Er bräuchte einen besseren und leichter erreichbaren Ort.

Provisorien in Ehren, aber sie nehmen den Initiantinnen und Initianten leider oft den Schwung, sie lähmen. Zu viel Energie – und gemeint sind nicht nur Strom, Gas oder Heizöl, sondern vor allem organisatorische Energie – muss dann für den Unterhalt des Raumes aufgewendet werden. Dabei müssten sich die Betreiber doch auf den Inhalt und das Programm konzentrieren können. Und kaum läuft's, ist der nächste Umzug in ein weiteres Provisorium nötig. Das raubt Kräfte.

Die St.Galler Stadtplanung hat erkannt, dass Fragen wie Innenentwicklung, Zusammenleben, Wohn- und Arbeitsumfeld, aber auch Ökologie heute gemeinsam betrachtet werden müssen. Sie arbeitet deshalb an einer «Freiraumstrategie», die all diese Punkte miteinbeziehen will. Zu einem ersten Workshop sind Anfang März zwei Dutzend Organisationen und Verbände eingeladen – ein Forum, das auch die hier propagierten Ideen aufnehmen könnte.

Mehr dazu:
saiten.ch/und-nachts-ist-alles-dunkel/
saiten.ch/theaterprovisorium-unbedingt-weiternutzen/

Jung, weiblich, wortlaut

25 Veranstaltungen an vier Tagen und diversen Orten, ein breiter Literaturbegriff, der auch Mundartpop einschliesst, und starke Frauenstimmen. Das verspricht das 12. St.Galler Literaturfestival Wortlaut von Ende März. Von Peter Surber

Mit einem gewaltigen Sog, einem Erinnerungsschwall setzt der Roman ein, mit den Erinnerungen an die Zugfahrten, zwölf Stunden hin, zwölf Stunden zurück, zwischen Zagreb und Zürich, zwischen dem Herkunftsland und dem Neuland, das sie als Kind eingetauscht hat, mit neuen Erinnerungen, mit zweisprachigen Träumen: ein rennendes Hin und Her für die «Nachkommende». *Die Nachkommende* ist der erste Roman der 1986 geborenen, bisher vor allem als Theaterautorin (auch am Theater St.Gallen) viel beachteten Ivna Zic. Mit ihr kommt am 28. März eine packende Stimme an das St.Galler Wortlaut.

Den Auftakt macht eine andere junge Autorin, drei Jahre jünger noch als Zic. Laura Vogt feiert am Festival die Buchvernissage ihres zweiten Romans: *Was uns betrifft* erscheint im Zytglogge-Verlag, siehe die Besprechung auf der nächsten Seite. Die in Ausserrhoden aufgewachsene und in St.Gallen lebende Laura Vogt hat 2016 ihren Erstling *So einfach war es also zu gehen* vorgelegt.

Ihr folgen im Programm erfreulich viele weitere Ostschweizer Stimmen. Lorenz Langenegger, in Wien und Zürich lebender Autor, gleichfalls mit Ausserrhoder Wurzeln, stellt seinen neuen, inzwischen sechsten Roman *Jahr ohne Winter* vor. Christine Fischer legt im Duo mit Cellistin Brigitte Meyer «einen Webteppich aus Kurztexten und Improvisationen» – dies an einer Aussenstelle des Festivals, im Museum of Emptiness. Die Ostschweizer Bühne im Splügen-eck bestreiten Tobias Bauer, Liv Naran, Mathias Ninck und René Oberholzer.

Neue Stimmen, neue Schuhe

Das Programm der traditionellen Lesungen im Raum für Literatur unter dem Übertitel «Luise» ist auch sonst von jungen Autorinnen geprägt. Die Deutsche Karen Köhler stellt ihr Romandebüt *Mirolol* vor, das auf der Longlist des Deutschen Buchpreises stand, und die Basler Lyrikerin Eva Maria Leuenberger liest aus ihrem Debütband *dekarnation*. Eine arriviertere Stimme ist Andreas Neeser; er hat den Familienroman *Wie wir gehen*, der unter anderem die Geschichte eines Verdingkinds erzählt, und den Mundartroman *Alpefisch* im Gepäck.

Auch im «lauten» Genre kommt die Region zu Wort. Jan Rutishauser macht Comedy «Schwarz auf Weiss», Sarah Elena Müller und Milena Krstic bringen als Cruise Ship Misery ihre Mundart-Pop-Show *Urteil* in die Grabenhalle. Und im Dialekt-Poetry-Slam, der zum unverzichtbaren Repertoire des Festivals gehört, ist neben Regensburg (Teresa Reichl), Tirol (Emil Kaschka), Thun (Remo Rickenbacher), Langenthal (Valerio Moser), Schaffhausen (Diego Häberli) und Baden (Simon Libsig) auch der Thurgau (mit Sven Hirsbrunner) und St.Gallen (mit Jan Rutishauser) vertreten.

Weiter im Spoken-Word-Programm und auf der kabarettistischen Schiene: Lisa Christ mit ihrem Programm *Ich brauche neue Schuhe* in der Kellerbühne, Slammer Nektarios Vlachopoulos, Rolf Hermann und das Trio Chäslädeli oder das wortkabarettistische Langzeitvergnügen Ohne Rolf mit «Print-Pong».

Hamburger Schweiz-Vermutungen

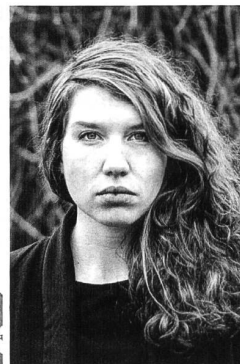
Comic und Graphic Novel, eines der Markenzeichen des St. Galler Literaturfestivals, bringen dieses Jahr die Hamburgerin Orphea Heutling mit *18 Vermutungen über die Schweiz*, der Münchner Frank Schmolke mit *Taxifahrer-Erfahrungen*, Nando von Arb mit *Drei Väter* und das Kollektiv «Pause ohne Ende» zu Gehör und zu Gesicht.

Nicht zu vergessen: der Gassenhauer von Theater am Tisch und Saiten zu nächtlicher Stunde in der Metzgergasse und die literarische Stadtführung von Richard Butz und Nathalie Hubler am Sonntag. Festivalbeiz ist bewährterweise die Focacceria, dort gibt es auch den Illustrationskiosk.

Insgesamt kündigt das 12. Wortlaut-Festival vom 25. bis 29. März 25 Veranstaltungen an vier Tagen an diversen Schauplätzen an – «allesamt fussläufig erreichbar», wie es in der Vorschau heisst, und mit dem programmatischen Anspruch, literarische Grenzüberschreitungen aller Art zu bieten.



Ivna Zic



Eva-Maria Leuenberger

Unter der Haut

Drei Frauen. Verena, die Mutter, die sich einst von Erik trennte und mit Ida ein neues Leben begann, die krank und geschwächt die Nähe zu ihren Töchtern sucht. Fenna, die jüngere der Töchter, schwanger von Luc, zugleich verunsichert wie entschlossen. Und Rahel, die Erzählende, die von Martin schwanger sitzengelassen wurde und bei Boris in seinem grossen Haus Asyl findet, wieder schwanger wird und sich immer tiefer in den Verstrickungen von Mutterschaft, Selbstzweifeln, Enge und Verunsicherung wiederfindet.

«Rahel trommelte mit beiden Fäusten auf ihre Stirn ...
Hier drin ist alles weg. Absolut leer!»

Wäre Rahels Leben nicht von den Pflichten einer Mutterschaft zugedeckt worden, wäre sie Sängerin, Texterin geblieben. Aber was in ihrem Bauch zu wachsen begann, nahm ihr die Freiheit, auch jene, jener Stimme nachzugehen, von der sie einst glaubte, sie mache ein ganzes Leben aus. Und weil sich mit dem Schriftsteller Boris, seinem grossen Haus, seiner Unaufdringlichkeit und seiner Fürsorge alles wie von selbst zu fügen schien, lässt sich Rahel auf eine zweite Schwangerschaft ein. Ein Kind allerdings, dass sich in eine nicht bereite Welt verirrt hat, das sich nach der Geburt fremd anfühlt. Zeichen, die Boris nicht verstehen kann, denen Boris immer hilfloser gegenübersteht.

«Sie wollte fort, weit weg.»

Was uns betrifft ist keine Beziehungskiste. *Was uns betrifft* ist eine wilde Reise durch die Weiblichkeit. Selten verunsicherte mich die Lektüre eines Buches so sehr – weil ich ein Mann bin. Nicht, weil ich nicht verstehen könnte, was geschrieben steht, was erzählt und gefühlt wird. Aber ich lese diesen Roman mit dem Blick eines Mannes, eines Vaters, lese ihn von der anderen Seite, von gegenüber, in einer seltsamen, bei der Lektüre eigenartigen Distanz, die sich noch verstärkt dadurch, dass der Roman aus maximaler Nähe erzählt, dass mich die Weiblichkeit wie ein Strudel mitnimmt, ohne mich zu erschlagen.

«Jede webt ihre Geschichten aus ihren
Erfahrungen und trägt sie anders.»

Was uns betrifft betrifft so sehr, weil Laura Vogt ihre Leserinnen und Leser auf eine Reise mitnimmt in jenes Reich, das sich scheinbar unendlich weit von Freiheit befindet, erdrückende Enge bedeutet, die alles zudeckt, alles verinnahmt und doch durch nichts gleichzusetzen ist, das in seiner Einmaligkeit berauscht, das von etwas kosten lässt, was sonst verborgen bliebe. *Was uns betrifft* ist kein Frauenbuch, aber ein Buch, das so nur von einer Frau geschrieben werden kann. Umso aufschlussreicher für den Mann, umso kraftvoller und unmittelbarer für die Frau.

Der Autorin gelingen unglaublich sensible Beobachtungen und Schilderungen. Frausein wird Wahrnehmung, dieses Frausein, das mit Zeugung, Schwangerschaft, Geburt und Mutterschaft untrennbar verbunden ist, wird durchs Lesen zur Tiefenerfahrung. Laura Vogt schreibt sich durch die

Laura Vogts zweiter Roman *Was uns betrifft* entführt in ein enges Geflecht von Intimitäten, die nie entblössend, nie voyeuristisch, nie beschämend, aber ehrlich und direkt sind. Buchpremiere ist am St.Galler Wortlaut-Festival. Von Gallus Frei-Tomic

Haut hindurch in den Bauch der Frau. Vielleicht auch in die Erkenntnis, dass es zwischen Frau und Mann letztlich nur zum liebenden Verständnis kommen kann, ohne die Geheimnisse des jeweils anderen Geschlechts ergründen zu können. Dass der Mann Eindringling und Ausgeschlossener bleibt.

«Ein Haus, ein Mann, ein Sohn,
eine Tochter, ein Stück Garten und dann doch
auf einmal diese Leere.»

Rahel trifft sich mit ihrer Schwester und ihrer vom Krebs geschwächten Mutter, zwei Tage allein, ohne Kinder, weil Boris mit ihnen weggefahren ist. Sie sind allein in seinem Haus, wie damals, als sie allein waren, bei ihren «Dämlichabenden». Aus Distanz wird mit einem Mal Nähe, gewinnen sie zurück, was sie verloren glaubten: Verena ihre Familie, Fenna ihre Entschlossenheit und Ruhe, Rahel ihre Stimme, ihre Sprache, ihr Schreiben. Laura Vogts Roman ist vielschichtig, entblättert sich nur bis zu einem Kern, der verschlossen bleibt und die Fragen, was uns denn zusammenhält, nicht beantworten kann und will.

«Ich habe immer gemeint, Singen und Schreiben
bedeutet vor allem Loslassen und Abschied.
Abstand nehmen ... Aber es ist viel mehr als das.
Es ist auch Neuanfang. Weitergehen.»

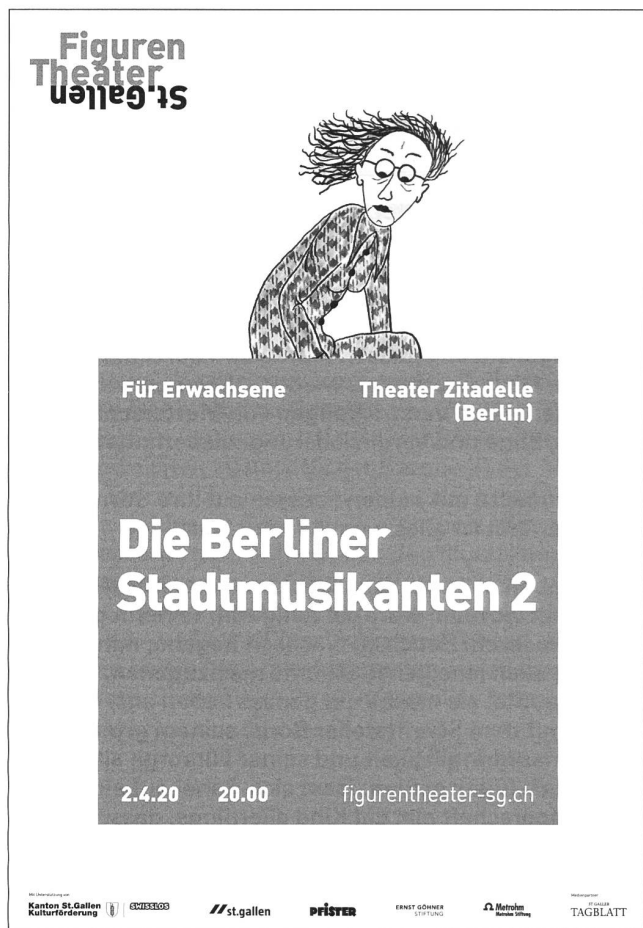
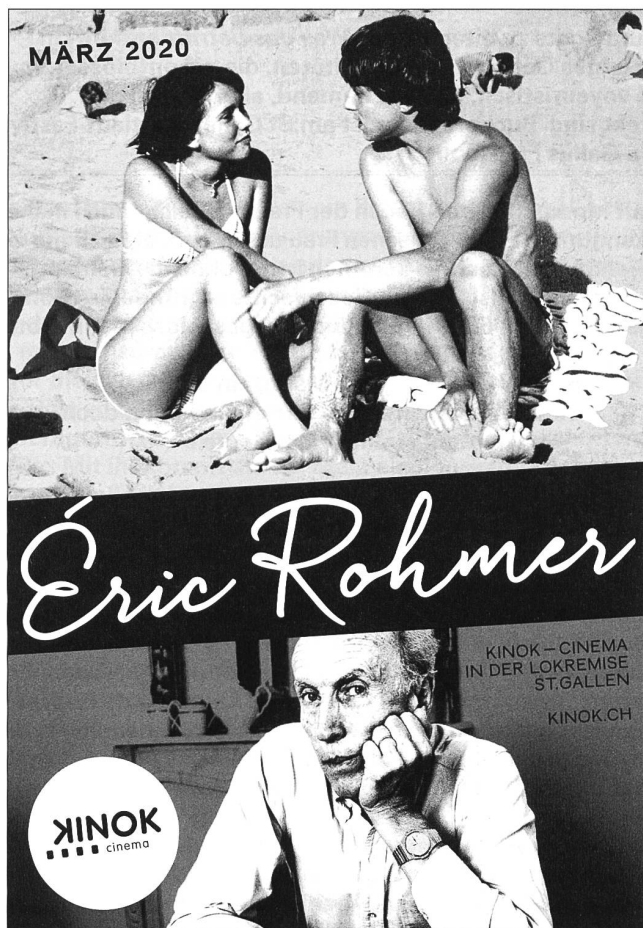
Was uns betrifft ist eine Reise. Die Reise einer Mutter mit ihrem Kind, von der unmittelbaren Verbindung über die permanente Entfremdung und Entfernung ab Geburt bis zum Gefühl, dass damit auch Entfernung und Entfremdung mit sich selbst einhergeht. Eine Reise weg von den festgelegten Vorstellungen von Familie aus der Vergangenheit in die Weite einer Gegenwart, in der man sich zu verlieren droht. Eine Reise von aussen in die Fänge einer Familie und wieder hinaus. Eine Reise zwischen Tochter- und Muttersein.

Laura Vogt, Jahrgang 1989, ist in Ausserrhoden aufgewachsen, studierte am Schweizerischen Literaturinstitut in Biel, davor einige Semester Kulturwissenschaften an der Uni Luzern. Sie schreibt neben Prosa auch lyrische, dramatische und journalistische Texte und ist als Schriftdolmetscherin und Mentorin tätig. 2016 erschien ihr Debütroman *So einfach war es also zu gehen* bei der Verlagsgenossenschaft St.Gallen.



Laura Vogt: *Was uns betrifft*, Zytglogge Verlag 2020, Fr. 31.90.

Buchpremiere: 26. März, 19:30 Uhr, Raum für Literatur St.Gallen, im Rahmen des Literaturfestivals Wortlaut



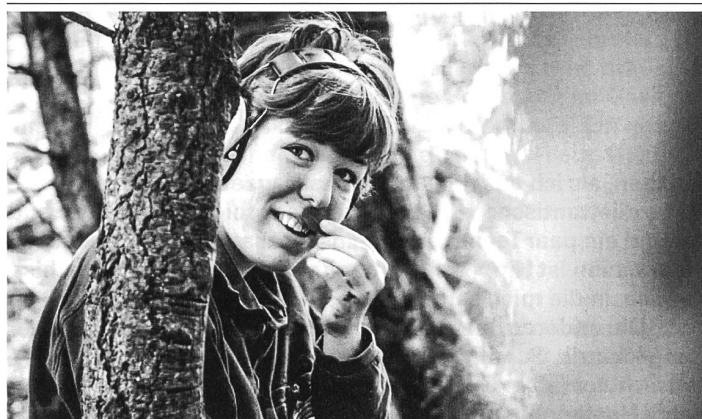
**DAS BROT AUS DEM
HOLZOFEN. DAS GEMÜSE
VOM HOF. DAS FLEISCH
AUS DER REGION UND
DAS BIER AUS DER
BIERGARAGE.**

BIERGARAGE.CH
DIE BRAUMANUFAKTUR



Die Kamera als Brückenbauerin

Wer sind wir? von Edgar Hagen zeigt eindrucksvoll, wie reich ein Leben mit Einschränkungen sein kann. Von Corinne Riedener



Helena im Wald. (Bild: pd)

Der Wald. Eine Insel, wo alle sein können, wie sie sind. Auch die 19-jährige Helena ist gerne unter Bäumen. Bei ihr wurde nach der Geburt eine tuberkulöse Sklerose diagnostiziert, eine seltene Krankheit mit schwerer Epilepsie. Bis zu 16 Anfälle pro Tag hatte Helena, dazu kommen hyperaktive, aggressive, zwanghafte Momente.

Diese Diagnose sei in gewisser Weise auch erleichternd gewesen, sagt ihre Mutter, Veronika Kisling. Endlich hatte sie eine Erklärung für das Verhalten ihrer Tochter. Sie musste sich daran gewöhnen, dass ihre Erwartungen und Gewohnheiten über den Haufen geworfen wurden mit Helenas Geburt, musste einen Umgang damit finden. «Es schmerzt extrem, wenn du dein Kind nicht erreichen kannst», sagt sie. Um einen Zugang zu ihr zu finden, fing sie schon früh an, das gemeinsame Leben zu filmen – die Kamera als Brückenbauerin.

Das ist auch die Kamera in Edgar Hagens neuem Dok-Film *Wer sind wir?*, geführt von Aurelio Buchwalder. Allerdings fungiert sie weniger als Brücke von Individuum zu Individuum, sondern als metaphorische Autobahn für die Mehrheitsgesellschaft, die uns mitten ins Leben von Helena, Jonas (11), Felix (9) und ihren Angehörigen holt.

Die Brüder Jonas und Felix Lankenau haben eine Hirnfehlbildung namens pontozerebelläre Hypoplasie Typ 2 (PCH2) und sind rund um die Uhr auf Betreuung angewiesen. Mittlerweile hat die Familie mithilfe der Krankenkasse 13 Angestellte für die Betreuung, die Eltern leben flexible Arbeitsmodelle. Da fragt man sich unweigerlich: Was machen Familien mit weniger Ressourcen in einer solchen Situation?

Der andere Alltag

Hagen hat die beiden Familien über längere Zeit begleitet. Er zeigt, wie Helena hadert mit der Kommunikation und daran fast verzweifelt, wie sie sich vor den Reizen ihrer Umgebung zu schützen versucht, wie Jonas mit der Sonde ernährt werden muss, wie er geifert, sich krampfend im Rollstuhl hält, über einen «Talker» kommuniziert oder mit Schienen in der Aufrichten gehalten wird.

Er zeigt auch, wie Helenas Mutter Veronika völlig überfordert ist, die Geduld zu verlieren droht, wie Jonas' Eltern, Axel und Stefanie Lankenau, mit der ersten Diagnose umgegangen sind, dann mit der zweiten, wie sie trauern, weil

sie «Stück für Stück einen Teil des Kindes verlieren» – und schliesslich ihre Sicht aufs Leben völlig umkrempeln.

Als Zuschauerin braucht man einige Zeit, um aus der Betroffenheit herauszufinden, sich nicht im Mitleid zu verlieren. Zum Glück zeigt der Film auch, wie effektiv man sich aus der totalen Überforderung herausholen kann, wenn man sich solidarisch zusammentut und die richtigen Leute um sich hat, wie sich Zukunfts- und Glücksvorstellungen wandeln können und in einen umfassenden Transformationsprozess münden, der schliesslich zu einer neuen Lebensqualität führt.

Dank Jonas, Felix und Helena lernen wir, wie integrativ gelbe Fussnägel sein können, wie wichtig Piktogramme sind – und vor allem: dass unser «gesunder» Blick auf die Welt alles andere als abschliessend ist.

Die Kinder so nehmen, wie sie sind

Was das alles für uns als Gesellschaft bedeutet, wird auch thematisiert, aber vergleichsweise leise und vor allem von Jonas' Vater Axel. Die Schweiz hat die UNO-Behindertenrechtskonvention 2014 ratifiziert und sich somit verpflichtet, für die Teilhabe und Gleichstellung von Menschen mit Behinderung zu sorgen. Was das konkret heisst, darüber ist man sich noch nicht einig. Es gibt zwar integrative Schulkonzepte, jedoch werden Kinder mit schweren Behinderungen immer noch gerne abgewiesen.

Auch Familie Lankenau hatte gehofft, ihre Söhne in der Grundschule vor Ort unterbringen zu können. Deren Antwort: Die Rechte der anderen Kinder auf Persönlichkeitsentwicklung und Wohlbefinden wären durch Jonas in nicht zumutbarer Weise eingeschränkt.

Mittlerweile besucht Jonas die inklusive Torwiesenschule in Stuttgart. Dort versucht man, Kinder nicht an «die Norm» anzupassen, sondern sie so zu nehmen, wie sie sind. Eine seiner Schulkameradinnen sagt im Film, dass Englisch schwerer sei als die Sprache, die Jonas spricht. Sie habe Stück für Stück gelernt, ihn zu verstehen, mit Zeit und Vertrauen. Ein anderes Gspänli sagt: «Jonas kann nicht so viel, aber er kann auch was! Jeder ist ein Mensch. Jonas kann zum Beispiel nicht lügen.» Diese Szenen sind herzerwärmend und machen Mut.

«Alles so nehmen, wie es ist: Das ist vielleicht unsere subversivste Kraft», heisst es einmal im Film. Es muss daraus hinauslaufen, wenn wir als Gesellschaft allen Autonomie ermöglichen und einen Umgang finden wollen mit dem «Anderen». Denn Familien wie jene von Jonas und Helena können nichts anfangen mit unserem Mitleid und Bedauern.

Es braucht Verständnis, eine Zersetzung des Begriffs «normal» und die Übereinkunft, dass es für alle einen Rahmen gibt, sich zu entfalten, und sei er noch so klein. Das muss nicht nur in die Köpfe, sondern auch in die Gesetze. Auch wenn am Ende vor allem eines bleibt: Bewunderung.

Guz's Not Dead!



«Holzhacker-Image und Stumpfpunk-Ader»: Die Aeronauten. (Bild: Reto Klink)

Zu gut für dieses Scheissland: Es gibt über Guz, über Oliver Maurmann, nur Gutes zu sagen. Es gibt kein Haar in der Suppe, keine Bremsspur in der Unterhose, keine Leiche im Keller, keine unbezahlten Rechnungen, ausser der letzten vom Unispital Zürich, aber das ist nicht mehr sein Problem, endlich. Oliver ist der gute Mann vom Bodensee, der charmante Provokateur aus Baumannshaus zwischen Neukirch und Arbon im Thurgau. Der beste, den wir haben, und nicht nur vom Bodensee.

Ich weigere mich deshalb, in der Vergangenheit zu schreiben. Es wird hier auch keinen schöngezimmerten Nachruf geben, kein feuilletonistisch hochtrabendes Schmuckkästchen zu Werk und Leben eines der Grössten, eines der Aussergewöhnlichsten der hiesigen musikalischen, poetischen und menschlichen Landschaft. Hier wird weder clever eingeordnet noch für die Nachwelt hübsch zurechtgebüschelt. Wir gehen jetzt nicht einfach zum Alltag über, chasch imfall glatt vergesse! Und ich verneige mich auch nicht vor Guz, sondern umarme ihn nochmals.

*Ich überlass euch die ganze Welt
aber den Rest behalt ich selbst*

aus dem Song *Frauen* (von der *Tinch Männer Fussball Frauen Sensibel*, 2006, Ritchie Records)

Freds Freunde, Villa Mathis, Romanshorn (1984)

Ab und zu wehen aus dem Nichts, out of the blue, einige lose, helle Bilderfetzen aus einer lange vergangenen Zeit ins aktuelle Gehirn, streifen sacht den Frontallappen entlang, umschwirren kurz das Stammhirn und löten im Langzeitgedächtnis ein paar fehlgeleitete Stromschnellen neu zusammen. So ein Bilderfetzen, fast immer von einem lieblichen Sommerhauch ummantelt, zeigt mir dann etwa die kunterbunte Villa Mathis in Romanshorn, vielleicht 1983 oder 84, ich stehe da recht fehl am Platz in der Küche rum, wo Mutter Mathis in stoischer Ruhe irgendwas in einem grossen Topf hochblubbern und zusammenkochen lässt, und vermutlich habe ich eine lauwarmer Bierflasche im Anschlag und gehe dann nach draussen zum Töff, einen schlecht gedrehten Joint

Oliver Maurmann, Frontmann der Aeronauten und solo als Olifr M Guz über 35 Jahre lang durchgehend in Erscheinung getreten, ist am 20. Januar 2020 im Alter von nur 52 Jahren an einem angeborenen Herzleiden gestorben. Nichts konnte ihn retten. Eine Abschiedsrede von *Chrigel Fisch*.

rauchen, als ich aus dem Keller des Hauses plötzlich eine Salve dilettantischen Krachs höre, also steige ich hinunter und da sind ein paar Teenager am Musik zusammenhauen, und einer davon ist Hipp Mathis, der jüngste der grossen Mathis-Familie, in die mich seine Schwester M.A. eingeführt hat.

Die anderen Jungs? Vermutlich Bruno Amann, bebrillter Sängerbarde, Schöngest mit der Klassikgitarre und Kantonschüler (also: Gymnasiast) aus dem Nachbarsdorf Hauptwil (ich selber bin noch in Bischofszell ansässig), und der andere müsste Oliver gewesen sein, und sicher waren das quasi Freds Freunde im Qaulquappenstadion da unten im Keller, diese erste Romanshorer Band, aber so genau erinnere ich mich nicht, die Bilderfetzen haben ja keine Untertitel.

So luftig diese Bilderfetzen auch heute noch sind: Die Grillen, die vor 36 Jahren im hohen Gras des Gartens um die Villa Mathis gezirpt haben, die Bienen, die mit Sicherheit da rumgekurvt sind (kein Sommergefühl ohne summende Bienen), die Fliegen in der Villa-Mathis-Küche, sie sind alle längst tot. Und nun ist auch Oliver, den ich immer nur Guz genannt habe, weil der Name einfach super klingt und nach mehr, tot.

So dichte ich in dieser absurden Schockstarre, die nun schon seit Tagen anhält, kurz ein paar rumplige Verse, vor dem inneren Auge jenes alte Quartier in Romanshorn:

*Die Bienen summen längst nicht mehr
der Gartenschlauch bleibt stumm
Sommer, pack die alten Weiber aus!
Der Pöstler schlurft um die Ecke rum
Er fragt nach dem Maurmann, Oliver
ein Brief, ein Paket, ne Eilsendung
doch einen Oliver M. gibts hier nicht mehr*

Ein neues Herz, wie soll das gehen? (2018)

Als 16-Jähriger ist jeder ein Dilettant, damals Anfang der 80er sowieso. Punk streifte durch die Gassen, Kellerlöcher und Parks, man wollte gefährlich sein und trotzdem geliebt werden. Scheisse, wenn beides nicht funktionierte, wie bei vielen Bands. Bei Guz haute es immer hin. Guz hat bald den Dreh raus, seine Stimme ist unverwechselbar kühn und beruhigend, sein Gitarrenspiel hoch wirksam, gekonnt und eigenwillig. Der Klang seiner Produktionen ist sehr räumlich und greifbar, der Drive der Songs krachend bis nördlich-soulig bis Garage-Rock'n'Roll. Alles scheint spontan genau richtig entstanden zu sein, alles fühlt sich 100 Prozent an wie frisch gepresster, konzentrierter Saft der Gegenwart, kein Dosenbier, nirgends. Nichts klingt aufgesetzt, alles echt, doch nie zu ernst.

55 Jahre + 360 Tage ist man nun schon da auf der Erde, also ich, etwas älter als der Guz, und hat zu viele gute, liebe, einzigartige Menschen abgeben müssen an Gevatter

Tod, diese selbstherrliche, sadistische, blöde Drecksau. Er hat sich wieder einmal verlaufen und dem Falschen die Abholungseinladung vor die Nase gehalten. Im Mai 2018 hatte Guz mit seiner Partnerin Taranja Wu und ihrem neuen Duo Naked In English Class in der Monkey Bar in Basel die neue Platte vorgestellt, und nach dem Konzert hab ich am Hinterausgang dann von ihm erfahren, dass sein Herz nicht mehr gut funktioniert, dass es ein neues Herz braucht, sonst ... Ihm stand dieser ungläubige Schrecken im Gesicht und mir schoss das eiskalte Blut durch die Adern: Ein neues Herz, wie soll das gehen? Das kann doch nicht sein, Guz!? Kann ich, kann man irgendwas tun?

God only know I feel so lonesome.

aus dem Song *Lonesome* (von der EP *Extremadura*, 1997, Tom Produkt / L'Age d'Or)

Und es ist ja dann nicht gegangen, man konnte nichts tun, warum auch immer, obwohl Guz am Ende über dreieinhalb Monate im Unispital in Zürich auf ein Herz gewartet hat. Irgendwann werd ich erfahren, warum es nicht geklappt hat, aber heute, heute gibt es nur dieses Grauen. Man hat uns Guz weggenommen, niemand konnte ihm helfen, niemand in diesem an echter Grösse seltsam armen Land des Reichtums. Das werden wir niemals akzeptieren. Aber was machen wir nun?

In einer dunklen Nacht

verliess ich mein stilles Haus

aus dem Song *Stilles Haus* (vom Guz-Album *Der Beste Freund des Menschen*, 2013, Ritchie Records)

Müde sind wir geworden, wir Überlebenden der 80er

Vor wenigen Monaten hat mich Guz doch tatsächlich auf Facebook mit einer Freundschaftsanfrage überrascht, er, der sowas von komplett undigital ist, der E-Mails nicht beantwortet hat, dessen Websites nach kurzer Zeit schon nicht mehr auffindbar waren (ausser natürlich die seines imperialen Studiokombinats StarTrack in Schaffhausen), Guz, dieser durch und durch analoge Mensch: auf Facebook?

Meine Musik ist Scheisse

meine Freunde sind ein Haufen Dreck

aus dem Song *Rollin' and Tumblin'* (vom Guz-Album *We Do Wie Du*, 2000, Ritchie Records; Guz sagt in einem Interview, dass der Satz sich einfach sehr gut singen lasse und geil klinge)

Eine Konversation hat sich nicht ergeben, leider, der Alltag um mich rum hatte immer ein paar fiese Fallen und Täuschungen parat, um mich ja nicht um Menschen kümmern zu müssen, deren Gesundheit akuter bedroht ist als irgendwas sonst. Vermutlich bin ich feige, vielleicht auch einfach müde. Denn: Müde sind wir geworden, wir überlebenden Freaks, Punks, Alterna(t)iven, Beschädigten, QuerdenkerInnen, sturen Siechen, geilen Siechen und schrägen Vögel der frühen 80er-Jahre. Müde sind wir geworden, wir Überlebenden der glorreichen Zeit der Unangepassten, der Gegenkultur, die einen Guz und Freds Freunde und Die Aeronauten geboren hat, nicht wahr, wir sind alle etwas müde geworden.

Müde von den so oft ins Leere gelaufenen Anstrengungen, müde vom Anblick unserer zerkratzten Möbel, dem verbeulten Auto, von kaputt gegangenen Geräten, stümperhaft geflickten Rolläden und Schubladen und Velos, dem blinden Spiegel, den gelben Rändern, dem Urin- oder Kalk-

stein im Klo, den unbezahlten Rechnungen jede Woche neu, den Absagen in der Post, den Steuernachzahlungen für nichts, schlechten Bescheiden vom Arzt, den verlorenen Passwörtern, leeren Kühlschränken, müde in den Knochen von den langen, immerselben, nutzlosen Wegen zur Arbeit, zur Kneipe, zum Elternabend, zum Supermarkt, nach Hause, ins Kino, zum Amt, in den Wald, zur Physiotherapie, zur Psychotherapie, müde geworden vom Aufstehen, Rasieren, Reden, Zuhören, Verhandeln, Argumentieren, Einstecken, Fluchen, Saufen, Zigarettenrauchen und Zigarettenausdrücken, müde vom Bellen der bescheuerten Nachbarn, arroganten AutofahrerInnen, gepanzerten Velonazis, rechthaberischen PolizistInnen, müde vom Abfall-Trennen, Altglas-Zurückbringen, Geburtstage-Feiern, An-Beerdigungen-Gehen, müde vom Abschiednehmen von den Guten und auch von unserem jüngeren Ich.

Man hat uns in dieser Stadt vergessen

***Nun stehen wir hier rum und hauen uns in die Fresse
Wir trinken Bier bis wir keins mehr kriegen
und schlagen uns bis wir am Boden liegen
Weihnachten in unserer Stadt***

aus dem Song *Go-Go Snack* (von der Guz-Compilation *In Guz We Trust*, 1997, Tom Produkt, ursprünglich 1991 auf dem Kassettenlabel Vkf erschienen)

Guz hat das Absurde salonfähig gemacht

Aber Guz ist ja nicht müde. Denn er hat die Musik. In seinem Universum ist er King und General. Er hat so unglaublich viele Songs geschrieben, eigene Platten gemacht, andere Platten aufgenommen und produziert wie nur wenige andere im Land. Bis zuletzt: Mit *Naked In English Class* gabs im letzten Herbst noch das Album *Live In Weirddsville*.

Guz ist ein gutaussehender Kerl, sacktrocken und manchmal provokativ grossmaulig, aber grundsätzlich freundlich und gut gekleidet in spitzen Halbschuhen und gekragtem Hemd, etwas alte Schule mit nerdiger Boheme-Attitude vielleicht, aber schöne Gitarren; in Gesellschaft trashig und ulkig zuweilen wie eine Tischbombe. Im Zwiegespräch aber zurückhaltend bis sensibel, unverstanden. Mit den Jahren hat er einen Ranz bekommen, wie viele.

Mit MusikerInnen, denke ich, hat Guz sofort diesen direkten Draht, ein gemeinsames Universum, in dem so vieles gemacht werden kann, ein unendliches Universum, das jeden Tag neu gebaut werden kann. Super. Ich bin ja kein Musiker und ich habe immer ein bisschen dieses Gefühl: Typen, die keine Musik machen, sind Guz doch ein wenig suspekt geblieben, als könnte er Nicht-MusikerInnen nicht wirklich trauen. Geht mir mit Nicht-BiertrinkerInnen genauso. Ich denke immer, denen fehlt etwas im Leben, vielleicht Punk, haha.

Wieviele Platten und Singles er in seinem Leben gemacht hat? Sehr viele, und keine einzige ein Flop. Kommerziell vielleicht schon, aber künstlerisch gibt es keine Ausfälle. Ausserdem ist er, dieser brummlige, mal laute, mal lakonische, mal blödelnde, mal provokante Bär, aber immer hochpräzise Beobachter, der einzige in diesem Land neben Kuno Lauener, der aus der Musik heraus Texte geschrieben hat, die exakte Beobachtungen des Mikrokosmos der alternativen und anderen kargen bis blöden Lebensräume sind. Und wenn er mal «Weltraummüll» mit «Worldroomrubbish» übersetzt hat, dann ist das zwar platt, aber lustig.

Guz hat das Absurde salonfähig gemacht, also kneipentauglich. Er hat Liebeskummer so verknappert, dass er uns nicht mehr wehtun kann (zum Beispiel im Song «Bettina, ich

wollt ich wär tot.») Und das seit 35 Jahren, seit jenem Song namens *Jesus* mit Freds Freunde. Guz ist «ein Guter in einer schlechten und ungerechten Welt».

**Schlag mich vor
schlag mich zurück
schlag mich mit dem Rübenstück**

aus dem Song *Lektizität* (aus dem Guz-Album *Der Beste Freund des Menschen*, 2013, Ritchie Records, natürlich in Anlehnung an Ian Dury's *Hit Me With Your Rhythm Stick*)

Apropos Freds Freude, von denen mir schon wieder ein paar neue Bilderfetzen aus ferner Zeit am Stirnlappen vorbeigezogen sind, nämlich ein Sommerfest in der Badeanstalt in Trogen (vermute ich mal), wo eine lustige auf Sommer getrimmte Alternativ-Gemeinde (Mutter, Tochter, Hund, Vater, Sohn, Frisbee, und noch mehr vom selbigen) samt ein paar zu früh betrunkenen Kantischüler-Pseudopunks, mitgeschleppten Grossvätern, fischen Ausdruckstänzerinnen mit Blumen im Haar (okay, das könnte jetzt hinzugedichtet sein) sich vor einer wackligen Bühne im Gras versammelt hatte, um sich total gehen zu lassen, na ja, nicht ganz ... aber lassen wir das. Als gebürtiger Ausserrhoder lasse ich natürlich kein schlechtes Wort auf Trogen und seine tüchtigen SiedlerInnen kommen.

In die Hände gefallen sind mir heute die Linernotes zur *7inch* von Freds Freunde aus dem Tommasini in Lenzburg (1988), ich war nie dort, hab die doch. Rumgeblödelte hörte sich das so an: «Bruno (Amann) an der Gitarre ist inzwischen Vater von Harry geworden. Hipp (Mathis) am Schlagzeug wohnt an der Biberlinstrasse in Zürich. Olifr (Maurmann) am Bass ist Lehrling und schlägt sich mit Geldproblemen rum.» (Liniernotes zur *7inch Lenzburg in der Zukunft* 31.12.88, 1989, Tom Produkt, mit Freuds Freunde, Royal Botanical Gardens und Scubadivers)

Geldprobleme frisst Seele auf

Geldprobleme, ja klar, das war auch ein Punkt. Einkommen von Platten und Konzerten: Das reicht nicht, wir sind hier in der Schweiz. Wenn der Elektriker kommt, kostet das mehr, als 30 verkaufte Aeronauten-LPs brutto einbringen. Wenn der Zahnarzt nicht mehr zu umgehen ist, kostet das zehn Anteile an sehr guten Konzertgagen netto. Und selbst als Die Aeronauten, diese olle coole Band mit «Holzhacker-Image und Stumpfpunk-Ader» (Guz über Die Aeronauten) Mitte der 90er-Jahre beim komplett angesagten und tüchtigen Label L'Age d'Or in Hamburg unter Vertrag kamen: Eine Fünfer- oder Sechserkapelle samt Fahrer, Mischer, Grafiker, Booker, Benzintank, Gitarrenhändler und wer sonst noch die Hand aufhält, kann niemals davon leben.

Aber das wollten sie damals natürlich nicht hören, Motte, Guz, Hipp und Co. In den 90er-Jahren haben wir die Aeronauten und Guz regelmässig in die Kaserne Basel gebucht, und es war immer ein Spass und niemand hat Geld verloren, es blieb schon was übrig. Aber die Realität ist anders: Du spielst nicht 200 mal im Jahr vor je 300 Leuten. Und du verkaufst auch nicht jedes Jahr 5000 Platten. Und die öden Radios von DRS/SRF bis ZüriSee/Energy spielen deinen Song sowieso nicht in Rotation oder überhaupt gar nicht. Und wenn dann der ganze Einkommens-Pot durch fünf oder zehn geteilt ist, bleibt zu wenig übrig zum Leben. Das ist die Realität in einem Land wie der Schweiz. Darum werden viele MusikerInnen irgendwann LehrerIn oder GrafikerIn oder Genforscher.

**Überall wo ich hingeh
Erniedrigung und Zerfall
doch es macht mir nichts aus
denn ich weiss irgendwann einmal
bin ich würdevoll und alt**

aus dem Song *Würdevoll und alt* (vom Guz-Album *Mein Name ist Guz*, 2008, Ritchie Records)

Die Aeronauten sind eine schmissige Band mit Indie-Hits, Schmackes, Leidenschaft und Potential – für eine Nischen-szene, nicht für die grossen Hallen und Radiostationen. Eine Indie-Band. So viele Leute mit gutem Humor und Geschmack gibt es einfach nicht, als dass die Hallen vollzukriegen wären. Auch in Deutschland nicht. Und die Radioprogramme, müssen wir wirklich noch darüber reden?

Und so sind eben immer diese Geldprobleme geblieben bei Guz. Selbstverständlich wird Guz auch nicht für den Grand Prix Suisse de Musique nominiert wie etwa Franz Treichler von den Young Gods, der ihn zum Glück auch gewonnen hat (100'000 Franken!), nein: Dafür sind die Aeronauten einfach zu kurlig, zu quer, und sagen wir es so: zu wenig bildungsbürgerkompatibel, zu wenig Feuilletong, des Arschkriechens schon rein anatomisch nicht fähig – und sowieso: überhaupt nicht angepasst. Zu verpeilt wohl auch. Beim Bundesamt für Kultur hört man keine Scheisslieder, sondern gehobene Kunst. Fragt mal Alain Berset, der hat einen grossen Arsch.

**Wenn alles klingt
und im Rhythmus schwingt
braucht es einen der ein Scheisslied singt
Guz haut uns raus
und singt ein Scheisslied
yeah yeah yeah**

aus dem Song *Scheisslied* (vom Guz-Album *Mein Name ist Guz*, Ritchie Records, 2008)

Diese Faszination für das Randständige

«Den Schlüssel zum Paradies hätte ich auch gerne gefunden – aber es gelingt mir nicht», sagte Guz vor einigen Jahren in einem Interview mit der «Schaffhauser AZ». «Irgendwem fängt das Glück ein ...» hat Kuno Lauener mit Züri West schon Jahre zuvor gesungen, ja klar, irgendwann. Ein genaues Datum hat Kuno ja leider nicht nennen können. Und doch, lange Jahre wirkt Guz – in meinen Augen, aus der Distanz – recht glücklich, eben vor allem, wenn er Musik gemacht hat, wenn der Bus gerollt ist.

Guz und Kuno haben schon einiges gemeinsam: Sie wissen beide, wie man ganz bestimmte Situationen, ob Scheitern, Liebeskummer, Fussball, Romantiksachen etc. in Worte fasst und die Musik dazuschleppert. Beide haben sich immer mal wieder im ewigen Fundus der Rockgeschichte mit Melodien und mehr bedient, Guz als Guz sogar oft sehr offensichtlich. Allerdings war sein Fundus einiges obskurer, verschrobener, älter, mehr aus der Zeit gefallen wie derjenige von Kunos Züri West. Guz aber hatte diese Faszination für das Absurde, das Randständige, das Banale. «Mich interessiert immer das Gegenteil, egal wovon», sagte Guz in einem Interview.

**Schuldigung ich glaub
mir fällt nichts mehr ein
die Zeit der langen Briefe ist vorbei**

aus dem Song *Schuldigung* (vom Aeronauten-Album *Jetzt Musik*, 1997, Tom Produkt / L'Age d'Or)



«Schuldigung»: Olifr M Guz, 2013. (Bild: Adrian Elsener)

Beide wären ohne die Goldene Zeit der Punk- und vor allem Alternativkultur in den 80er- und 90er-Jahren niemals auf so viele und – im Fall von Züri West – später so grosse Bühnen gekommen. Beide sind privat eher zurückhaltende Menschen. Der Unterschied: Guz war mit seiner Musik immer auch in Deutschland und Österreich präsent, Züri West machten sich in der Schweiz breit und gross. Guz kam locker über die Landesgrenzen, sein Gesang war astreines Hochdeutsch. Kuno blieb bei der Berner Mundart, reduced to the max. Beides sind sehr Gute. Doch Guz ist tot, sagt das Internet. Lügennetz! Guz's Not Dead!

*I wish I was normal
I wish I could be like you
having some normal dreams
that never will come true*

aus dem Song *I Wish I Was Normal* (von der Aeronauten-EP *Bettina* (Ich wollt, ich wär tot, Bettina), 1994, Tom Produkt)

Und so sind wir müde geworden, während die abgelaufenen Jahre beim Hinterausgang rumstanden und Zigaretten geraucht haben.

Das mögliche Scheitern scheint bei Guz immer Teil seines Systems zu sein, ob beim Musizieren oder als Mensch in einer Gesellschaft, mit der er herzlich wenig gemeinsam hat. Das Gefühl, dass wir mit unserer speckig-schönen, bunten und wüsten Gegenkultur gescheitert sind, ist nicht von der Hand zu weisen. Es ist sogar sehr real, look around you. Ob als System oder in persönlicher Weise: Viele hatten nicht genügend Kapital und Schnauf und Skills, um ihre,

um bessere Ideen durchzusetzen. Wahrscheinlich wussten wir sowieso nicht, wie das ging. Hatten keine Zeit. Vielleicht haben wir auch einfach erkannt, dass wir die gleichen Mittel anwenden müssten wie die Scheiss-KapitalistInnen. Und habens dann bleiben lassen. Kein Verrat! Jaja. Irgendwie gings ja bisher immer ohne, oder? Ja, schon – aber.

*Und du wirst mich vermissen
du wirst mich vermissen
wenn ich weit weg bin*

aus dem Song *You're gonna miss me* (vom Guz-Album *Mein Name ist Guz*, angelehnt wohl an den gleichnamigen Song der Carter Family von 1931)

Januar 2020: Die grosse Furcht davor, was sein wird

Wie auch immer.

Ich krame in meinen Platten und Heftchen und alten Notizen rum, schaue mit nie nachlassender Neugier zurück auf ein unfassbar reiches Schaffen und auf diesen dermassen sympathischen Menschen, Olifr. M. Guz, König der Schweiz, Knödelbaron, Brummbär, Tüftler, Buddha, Stoiker, Klang- alchemist, Vorstadt-Rockabilly, Hobby-Ufologe, Absurdist, Skurrilist, der Mann, der keine Feinde hat.

Schon im Sommer 2008, als wir uns auf dem Krienser Sonnenberg beim B-Sides Festival mal wieder getroffen hatten (Guz spielte solo, ich war mit meinen Schützlingen von Navel da), hing sein erster Herzinfarkt wie ein ganz schlechter Scherz über dem Gelände und so gelassen er auch wirkte mit seinen damals 41 Jahren, so ernst war die Sache für ihn. Obwohl es eine in der Familie vererbte Herzschwäche ist, die ihn gequält hat, also schon lange da und nicht aus der Welt zu schaffen, oder gerade deshalb: liess er das Thema schnell verschwinden. Schliesslich waren wir zum Musizieren und -hören auf den Sonnenberg gekommen. Und im Bandbus hatten wir auf der Hinfahrt *Mir sin so härt* gehört – der Berg gehörte also sowieso schon Guz, als wir angekommen sind.

Wie das nun sein wird, in Zukunft, also heute schon, ich habe eine ziemlich grosse Furcht davor, es mir vorzustellen, und ich glaube, einige andere auch. Es ist viel mehr verloren gegangen als Guz, der Mensch, Musiker, diese Figur. Es ist ein Teil unserer Identität gestorben. So sehe ich das.

Ein letzter Gruss deshalb an Guz mit ein paar eiligen Zeilen, Sonntagnacht um 23:42, und dann ist Schluss mit diesen Bilderfetzen der Erinnerung:

*Januar zwanzig-zwanzig-zwanzig
die Strassenlaternen sind futsch
der Besucherparkplatz abgesperrt
und in Pyönjang gabs einen Putsch
die Füsse riechen ranzig
wie alte Butter, madiger Speck
im Wartezimmer hockt der Tod
Und wir liegen angezogen im Bett
Komm lass uns Liebe machen
im Krankenhauslazarett
Januar zwanzig-zwanzig-zwanzig
stell den Wecker, lösche das Licht
wo wir hingehen ist schon das Glück
und morgen holen wir uns
yeah yeah yeah!
die ganze Welt zurück.*

Hommage an Big Olifr M Guz: TapTab Schaffhausen, 20. März, 19 Uhr.

Keine Trauer ohne Rose

Bunny Rogers zerlegt im Kunsthaus Bregenz den Trauerkult und baut einen Duschraum der Erinnerung.
Von Kristin Schmidt



Bunny Rogers: *Memorial*, 2020 (Bild: Markus Tretter)

Ein Meer aus zellophanverpackten Dingen vor dem Buckingham Palace; Diana, die ehemalige Kronprinzessin, tot. Tausende und Abertausende Menschen wollen ihre Emotionen ausdrücken. Aber wodurch? Wie lässt sich in säkularisierten Zeiten trauern? Wie Anteilnahme zeigen beim Unfalltod einer Person des öffentlichen Lebens? Wie Betroffenheit?

Die Trauer um die «Königin der Herzen» war in ihrer materiellen Präsenz zwar besonders ausufernd, ist aber längst kein Einzelfall. Blumen, Herzen und Plüschtiere künden immer wieder vom verzweiferten Wunsch der Menschen, sich zum Tod Anderer zu äussern, seien es prominente Verstorbene oder die Opfer von Anschlägen oder grosser Unglücke. Dieses kollektive Trauervokabular ist trotz rasanter gesellschaftlicher Veränderungen recht stabil und weicht sogar auf sogenannten Onlinefriedhöfen nicht wesentlich ab von etablierten Ritualen. Auch virtuell werden Trauerkerzen gespendet, Herzen und Rosen zum Anklicken angeboten.

Und weil die Trauersitten bei aller Heterogenität einander so ähnlich sind, funktioniert Bunny Rogers' Installation im Kunsthaus Bregenz universell und unabhängig von der persönlichen Ausgangssituation der Künstlerin. Zwar stellt sich die 30-jährige US-Amerikanerin selbst als Verstorbene im

Erdgeschoss des Ausstellungshauses dar, aber das glatte, verjüngte Gesicht passt bestens zur App-gesteuerten Porträtretusche – jede Individualität ist getilgt.

Effektvolles Gedenken

Wieder einmal wird das Kunsthaus Bregenz seinem Ruf gerecht, einzigartige Installationen mit grosser Geste zu präsentieren. Für Bunny Rogers' «Kind Kingdom» wurde keine Mühe gescheut, kein inszenatorischer Aufwand klein-gerechnet. Diesmal ist das Foyer in Dunkel gehüllt und mit einer – inzwischen freilich recht zertretenen – Rasenfläche ausgelegt. Effektvoll strahlt blaues Licht auf einen Hügel aus getrockneten Rosen, manche in Zellophan eingepackt, und blauschimmernden Schokoladenherzen.

Ein blumenumranktes Bildnis zeigt die Künstlerin in jugendlichem Alter, stellvertretend für alle, die sich mit dieser Trauerkultur identifizieren wollen. Wohin diese Kultur führt, zeigt die Künstlerin im ersten Obergeschoss etwas zu deutlich, deshalb ist diese Etage die schwächste in der gesamten Ausstellung: Die Trauerfeier ist vorüber, anstelle des Rosenhügels türmen sich schwarze Abfallsäcke. Pappteller, Dosen, verschrumpelte Luftballons sind auf dem Rasen verteilt. Leere Flaschen

und süsslicher Geruch zeugen von einem alkoholgetränkten Gelage – so sieht die Ohnmacht gegenüber dem Tod aus, sehr explizit, sehr detailverliebt.

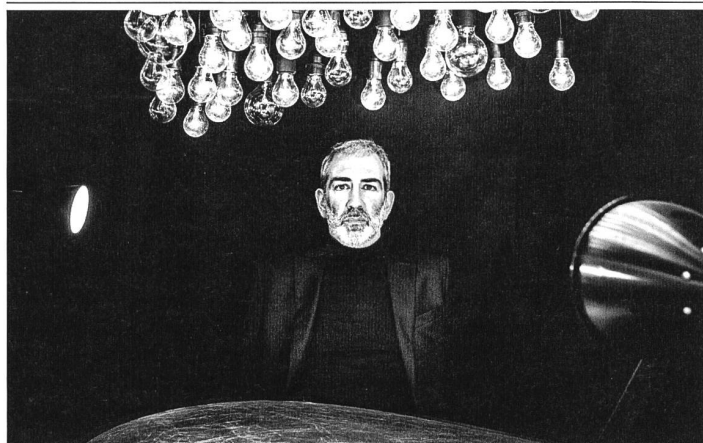
Abstrakter kommen die in Betonpfeiler gegossenen Rosen und die Pappsärge im zweiten Obergeschoss daher. Umgeben sind sie von Absperrgittern, in die mal Klebebänder, mal Satinschleifen eingeflochten sind; die profane Wirklichkeit und die Sehnsucht, sie zu negieren, sind eng verknüpft.

Erinnerung an Columbine

Im obersten Stockwerk des Hauses schliesslich gelingt der Künstlerin die stimmige Synthese all ihrer Aussagen. Wohl noch nie in der Geschichte des Kunsthauses wurde die Architektur von Peter Zumthor krasser umgedeutet. *Locker Room* verwandelt die klare Strenge des Raumes in eine Gemeinschaftsdusche. Plötzlich geht das diffuse Licht eine Symbiose ein mit dem im Raum verteilten Dampf, und der Beton wird zur schlüssigen Folie für die gefliesten Wände in gelb und beige. Die Duschköpfe tropfen, Wasserlachen stehen auf den Bodenfliesen. All das steigert die Brisanz der Assoziationen, beginnend bei der Massenreinigung über die Massenabfertigung bis hin zur Massensäuberung.

Das Aussehen des Duschraumes bezieht sich auf jenen der Columbine High School in Littleton. Der Amoklauf dort vor 21 Jahren gehört zu den Kernthemen der Künstlerin, findet sie doch darin das ganze Spektrum der Trauerkultur: vom Verlust nahestehender Menschen über das Trauma der Überlebenden, die kollektive Erinnerung, das offizielle Mahnen und Gedenken bis hin zur Faszination, die auch oder gerade die grauenhaftesten Ereignisse mit einer hohen Zahl Toter für eine gewisse Fangemeinde ausüben.

Basteln am Abgrund



Manuel Stahlberger (Bild: Michael Schoch)

Pumpenvolle Kellerbühne, sieben Vorstellungen sind angesagt, danach drei Dutzend Tourneeterminen, die Premiere längst ausverkauft, und es wird wieder, wie stets bei Manuel Stahlberger, jede und jeder das eigene Lieblingslied, die liebste Zeichnung, den liebsten Abgrund finden im neuen Programm. Mein Favorit ist das Lied vom ersten Fussballmatch, bei dem der Bub mitdarf.

März 1983, GC kommt ins Espenmoos, auf dem Weg die Heiligkreuzstrasse hinunter die pickelharte Prognose des Vaters: 3:1 für GC. St.Gallen trägt Leibchen mit «Fido»-Werbung, kein gutes Omen zum Gewinnen. Doch dann trifft Friberg für St.Gallen zum 1:0, GC gleicht aus, St.Gallen trifft wieder, 2:1, der Bub steht auf einer Holzkiste, sieht die «Securitässler» ihre Runden drehen, sie reimen sich auf ihn, den «Zweitklässler», das 3:1 fällt, das 4:1, man glaubt den nassen Rasen zu riechen, am Ende steht es 5:1 für uns, und «da isch s'erscht Mol, dass min Vatter nöd recht gha hätt».

Als einem, der an der selben Heiligkreuzstrasse aufgewachsen ist und eine Generation früher an der damals noch gitterlosen Bande mitgefiebert hat, geht mir das Lied nah und nicht mehr aus dem Kopf.

Unheile Welt im Diktat

Manuel Stahlbergers neues Programm *Eigener Schatten* fängt allerdings anders an: glamourös. Blitzlichtgewitter, Posen, ein Tänzchen zum Einpeitschen, «so mues mers mache», sagt er und bricht schon mit dem ersten Song, der Geschichte seiner Geburt in einer «Gwitternacht», aus der Show namens Leben aus, «wo mer alles recht mache mue».

Ein Fingerschnippen, und statt im Hallenstadion sind wir in der Schulstube, wo der Viertklässler in sauberer Schnürlischrift Diktate absolviert, Mammut und Pfahlbauer und Helvetier und das Velo und das Zeichnen aus der Vogelperspektive lernt; genau so sahen sie aus, die Bilder, so tönten sie, die Diktate: «folge», alles recht machen, Hände waschen, und beim Zmittag fehlt der Vater, so wie immer der Vater fehlt.

Stahlbergers Programm, sein dritter Soloabend nach *Innerorts* und *Neues aus dem Kopf*, lebt von solcher Nähe, vom Anklingen eigener Erinnerungen, von den melancholi-

Manuel Stahlberger zeichnet und singt sein neues Solo-Programm. In St.Gallen war Premiere von «Eigener Schatten» – ein traurig-lustiger Trip durch Kindheitsmelancholie und Erwachsenenendepression. Von Peter Surber

schen «Genauso war es»-Effekten. Er treibt sie bis zur Perfektion, holt Schulhefte hervor, zeichnet einen Adventskalender, bastelt mit WC-Rollen und backt Brote, so wie in früheren Programmen Jasskarten und Wappen und Lego seine kabarettistische Passion waren. Das Reservoir an kindheitsprägenden Banalitäten scheint bei Stahlberger unerschöpflich – bis es kippt.

Es kippt ständig. Es kippt beim Zeichnen aus der Vogelperspektive – die eben noch wohl aufgeräumte Kreuzung wird von einem Orkan erfasst und die Diktatsätze wirbeln wild durcheinander. Es kippt, wenn die Helvetier nicht mehr nur Häuser, sondern Velos anzünden, wenn im Adventskalender-Einfamilienhaus Frau Meier plötzlich Herrn Müller im Keller küsst, während nebenan Kellers wohnen, der Hund aufs Dach gerät und sich am Ende statt Zeitungen Trampoline zur Müllabfuhr stapeln. Es kippt und purzelt und kugelt sich, wenn Stahlberger sich Kinderbuch-Bestseller zur Brust nimmt, der Regenbogenfisch synchronschwimmen lernt, abstürzt und Globi auf Papa Moll trifft.

Überall scho gsii

Wenn Stahlberger zeichnet, ist es lustig. Wenn er singt, bricht die ganze Traurigkeit über ihn und uns herab, die im Kern auch schon in seinen Zeichnungen steckt, in der Melancholie des Erinnerns, in der Enge des Schulstoffs, im Grau der kleinbürgerlich geordneten Kinderwelt. In den Liedern aber wächst sich die Kindheitsmelancholie zur veritablen Depression aus.

Da singt er von einem, der «alls scho gmacht hätt» und «überall scho gsi isch» – auch in Trömmige und Wüetige und allerhand anderen bislang unbekannten Schweizer Dörfern, wie sie Franz Hohler nicht treffender hätte erfinden können. Er singt von einer, die sich an einem Regenmorgen in ein anderes Leben, einen anderen Mann, in ein Glück im Konjunktiv hineinräumt. Ein Weihnachtsabend gerät aus den Fugen, eine Scheidungsfamilie sucht vergeblich Risse zu kitten, ein Mann verliert sich im Nachbasteln seiner Kindheit, und dann greift der Sänger zur Gitarre und besingt die zerbrochene Liebe zwischen ihm, dem hoffnungsvollen Studenten und ihr: der Miss Häggenschwil. Es ist, wie immer bei Stahlberger, ein Lied ohne Ende, es fehlt wie so oft die letzte Strophe, das Leben hat keine Antworten, nur offene Rechnungen.

Wer also «öber de eige Schatte springe», «positiv tenke», «sich mit Salzteig öppis getraue», kurzum: «ganz sich selber werde» will, der wird bei Stahlberger nicht fündig. Alle ändern aber werden ihr Lieblingslied und ihre Lieblingszeichnung finden, ziemlich sicher sogar mehrere. Abgründe inklusive.

Dieser Beitrag erschien auch auf saiten.ch.

Eigener Schatten: bis 29. Februar Kellerbühne St.Gallen, 7. März Aula Sandbänkli Bischofszell, 11. März Casinotheater Winterthur, 27. März Schulhaus Niederteufen, 16. Mai Kul-Tour Vögelinsegg, 31. Mai Zeltainer Unterwasser

Dem Wasser verfallen



Alexandre Pelichet, Hans Rudolf Spühler, Boglarka Horvath. (Bild: Kellerbühne)

Eine «alte Liebe» von ihm seien das Stück und sein Autor, der italienische Schriftsteller Alessandro Baricco, sagt Matthias Peter. In einer Buchhandlung in Lugano hatte er vor einigen Jahren das italienische Original entdeckt und dann «auf die deutsche Übersetzung gewartet». Jetzt kommt diese «Liebe», kurz nach der Schweizer Erstaufführung in Bern, in St.Gallen auf die Bühne, als Eigenproduktion in der Inszenierung des Kellerbühnen-Leiters.

Baricco ist mit der Novelle *Seide*, dem erfolgreich verfilmten Theaterstück *Novecento – die Legende vom Ozeanpianisten* und Essays bekannt geworden. Mit *Smith & Wesson* kehrte er nach längerer Pause zum Theater zurück – und gleich mit einem Stück, das «flutscht», wie Matthias Peter sagt und wie ein Probeneindruck bestätigt: Fließende Dialoge, Witz und Ernst, menschenfreundlich gezeichnete Figuren und eine überraschungsreiche Dramaturgie zeichnen es aus.

Eigenbrötler mit Vaterkomplex

Dabei ist die Szenerie bizarr: Jerry Wesson lebt in einer Hütte am Ufer der Niagarafälle, er wird «Der Fischer» genannt, weil er die Selbstmörder aus dem Fluss fischt, die sich den Wasserfall herabgestürzt haben. Eines Tages taucht Tom Smith auf, nach eigenen Angaben Meteorologe mit einem Hang zu grotesken Wetterstatistiken – und, wie sich nach und nach herausstellt, mit krimineller Vergangenheit. Zu den zwei Eigenbrötlern gesellt sich Rachel Green, Jungjournalistin auf der Suche nach der Story, die ihr endlich aus dem Redaktionssumpf helfen soll. Die vierte im Bunde, immer zitiert, aber erst spät präsent, ist Mrs. Higgins, Betreiberin des «Great Falls Hotels».

Rachels Coup: Sie will sich selbst zur grössten Geschichte machen, indem sie sich mit Hilfe der beiden Alten in einem Fass die Fälle herunterstürzt. Das historische Vorbild für diese Verrücktheit gibt es: Am 24. Oktober 1901, an ihrem 63. Geburtstag hatte die so umtriebige wie erfolglose Lehrerin Annie Taylor den sensationellen Sturz durch die 50 Meter hohen Fälle als erster Mensch der Welt praktisch unverletzt überlebt.

Smith & Wesson heisst der Titel. Doch es ist keine Räuberpistole, sondern ein Kammerspiel um Leben und Tod an einem legendären Schauplatz: den Niagarafällen. Die Kellerbühne St.Gallen spielt das Stück im März. Von Peter Surber

Ihr Ruhm dauerte allerdings nur kurz, Taylors verzweifelte Versuche, an den schnell verpufften «Hype» anzuknüpfen, endeten damit, dass sie sich und ihr Fass sogar in Schaufenstern ausstellte. Für Regisseur Peter ist das eines der Themen, die das Stück aufwirft und kritisch beleuchtet: die Sucht nach medialer Aufmerksamkeit, gepaart mit Selbstüberschätzung; ein «Eventdenken», dem sich auch die Eigenbrötler *Smith & Wesson* nicht entziehen können. Ein anderes zentrales Thema sind die Vaterkomplexe, in denen alle Figuren auf je ihre Weise gefangen sind.

Das Stück erzählt chronologisch, aber vor allem musikalisch: Alle Szenen tragen eine Tempobezeichnung, «Allegro» wechselt sich ab mit «Andante» oder einem «Impromptu»; Autor Baricco hat auch Musik studiert. Den Fluss der Erzählung bricht die fünfte Szene, eine Art «Stück im Stück» aus 20 sich jagenden Kurzscenes, ein dramaturgischer Wasserfall, den später ein Monolog von Mrs. Higgins kontrapunktiert.

Smith & Wesson würde auch als Hörspiel funktionieren, ist Alexandre Pelichet, der den Wesson spielt, überzeugt. Das sei stets ein gutes Zeichen dafür, dass die Dialoge Qualität haben. Trotzdem soll es auch szenisch einige «Action» geben, verspricht Matthias Peter – inklusive Wasserfall.

Ein Flair für literarisches Theater

Mit seiner jüngsten Schauspiel-Inszenierung knüpft Matthias Peter an die Sprechtheater-«Schiene» an, die er seit jeher in der Kellerbühne neben den Comedy- und sonstigen Kleinkunst-Programmen pflegt. In jüngerer Zeit waren dies *Fontamara* von Ignazio Silone, *Bartleby* von Hermann Melville und Dostojewskijs *Traum eines lächerlichen Menschen*. Das Ensemble ist dem St.Galler Publikum wohl bekannt: Alexandre Pelichet und Hans Rudolf Spühler spielen das Einsiedler-Duo, Boglarka Horvath die Rachel, Simone Stahlecker Mrs. Higgins. Die Musik kommt wiederum von Saxofonist Stefan Suntinger.

Dank den (zwar knappen) Subventionen von Stadt und Kanton und dank privater Stiftungen sei es möglich, branchenkonforme Löhne zu zahlen und auch in Sachen Probenzeit mit dem «grossen» Theater St.Gallen mitzuhalten, sagt der Kellerbühnenleiter und bestätigt seine Mitspieler. Es sei ein «sehr schönes Arbeiten», sagt Boglarka Horvath – einerseits mit dem vertrauten Team, andererseits mit einem Stück, das zwischen Melancholie und Witz auf ganz verschiedenen Ebenen zum Publikum spricht.

Forza Femmina

Frauen vor! Zum Beispiel im Kinok, im Zeughaus Teufen, im St.Galler Kunstmuseum und im Lagerhaus.
Von Corinne Riedener



Charlotte Gainsbourg sucht sich ihren Zukünftigen aus in *Jacky au royaume des filles*. (Bild: pd)

Dieses Jahr wird in St.Gallen gewählt am 8. März, dem internationalen Frauentag, darum wird dieser schon am Vorabend gebührend gefeiert: im Stadtsaal im ersten Stock des Lagerhauses an der Davidstrasse. Bevor aber die Suppe warm ist, der Schampus in Strömen fliesst und die Bootys gwaggeln, wird noch diskutiert und referiert.

Heuer geht es – passend zur Kantonsrats- und Regierungswahl – um die politische Partizipation der Frauen. Unter dem Motto «Forza Femmina: Politik ist Frauen*sache» diskutieren die Politikwissenschaftlerin Sarah Bütikofer, die Grüne Nationalrätin Franziska Ryser und die kantonale Gleichstellungsbeauftragte und fempop-Mitgründerin Rahel Fenini über die Perspektiven der Frauen in der Politik. Danach gehts in den Tanz: Vor der Silentdisco mit RuuDC und Pa-tee gibt das Double Time Duo, bestehend aus Susanne Scheier und Charlotte Weniger, «Jazz and more» zum Besten.

Frauen vor auch andernorts: Im Kunstmuseum und in der Kunstzone der Lokremise haben weibliche Kunstfans am 8. März wieder freien Zutritt zu allen Ausstellungen, Kaffee inklusive. Und im Zeughaus Teufen finden eine Lesung und ein Salongespräch zum Thema Emanzipation statt. Es diskutieren Schauspielerinnen Diana Dengler,

Künstler H.R. Fricker und Designerin Corinne Gisel.

Auch in den Kinok-Kuschelsesseln ist frau gut aufgehoben. Die zweitbestbesuchte Kulturinstitution der Stadt zeigt am 8. März fünf Filme zum internationalen Frauentag. Gestartet wird mit *Woman: 2000 Frauen* aus 50 Ländern haben Anastasia Mikova und Arthus-Bertrand für ihren Dokumentarfilm porträtiert. Was sind ihre Träume und Hoffnungen, ihre grössten Ängste und Verletzungen? Was erwarten sie vom Leben, von der Gesellschaft, den Männern? Welche Beziehung haben sie zu ihrem Körper und zur Sexualität?

Weiter geht es mit *Wild Nights with Emily* von Madeleine Olnek. Das humorvolle Biopic über Emily Dickinson zeigt, wie leicht eine lesbische Lebensgeschichte umgeschrieben werden kann, um in ein heteronormatives Narrativ zu passen. Die zurückgezogen lebende Lyrikerin pflegte über Jahrzehnte hinweg eine enge Beziehung mit ihrer Jugendfreundin Susan Gilbert. Ob die beiden eine erotische Beziehung hatten, ist nicht überliefert, ihre Briefe lassen aber darauf schliessen.

Auch ein Premierenfilm ist mit dabei: *The Perfect Candidate* von Haifaa Al-Mansour erzählt die Geschichte von Maryam, einer jungen saudi-arabischen Ärztin, deren Ausreiseerlaubnis abge-

laufen ist. Als Frau braucht sie für die Erneuerung ihrer Papiere die Unterschrift eines männlichen Vormundes, sprich ihres Vaters. Da dieser nicht im Land weilt, versucht sie es via Cousin – und kandidiert schliesslich kurzerhand für den Gemeinderat. Kein Tag wäre besser geeignet für diese Premiere.

Insoumises von Laura Cazador und Fernando Pérez ist die Geschichte der Westschweizerin Henriette Favez, der ersten Frau, die auf Kuba den Beruf einer Ärztin ausübte und dort nach ihrem Sohn gesucht hat. Allerdings nennt sie sich Enrique Faber, da sie in den Jahren davor als Mann lebend Medizin studiert hat, weil Frauen damals nicht zugelassen wurden. Cazadors filmische Recherche beruht auf einer wahren Begebenheit.

Abgeschlossen wird der Frauentag mit *Jacky au royaume des filles* von Riad Sattouf, einer rasanten Satire, die Geschlechterklischees geschickt auf den Kopf stellt und so allerhand Herrschaftssysteme entlarvt. Er spielt in der fiktiven Republik Bubunne, wo die Frauen das Sagen haben und die Männer vor allem drei Dinge zu tun haben: gut aussehen, den Haushalt schmeissen und die Klappe halten. Na dann, Prost auf die Gleichbehandlung!

Forza Femmina!: 7. März, ab 17 Uhr, Stadtsaal Lagerhaus St.Gallen
ZB. Emanzipation – Lesung und Sofagespräch: 8. März, 14 Uhr, Zeughaus Teufen

Im Tiefflug durch die Düsternis

Das multimediale, neue Album der Frauenfelder Lofi-Rock-Band Obacht Obacht ist leiser als sein Vorgänger. *Diorama* zeichnet düstere bis apokalyptische Bilder verpackt in Synth- und rau verzerrte Bassklänge. Von Roman Hertler

Zwei unbewegte Momente, wie festgefroren: Ein Mann sitzt alleine in den rotgepolsterten Kinobänken, am Boden eine zerdrückte Bierdose und verstreutes Popcorn. Hinter den Sesseln türmt sich eine brechende Wasserwelle auf und droht, die Szenerie zu verschlingen. Schnitt. Kieselsteine und ein Schacht am Strassenrand. Unter einem Abfallkübel an einem modern designten Metallzaun liegen zwei leere Weinflaschen. Den Stromverteilkasten zielt ein gesprayerter Trauersmiley. Und das Licht der Strassenlaterne saugt einen Mann vom Trottoir hoch, der vor Schreck sein Smartphone fallen lässt.

Diorama heisst der Neuling der Frauenfelder Band Obacht Obacht, benannt nach den Schaukästen, in denen Szenen mit Modellfiguren und -landschaften dargestellt sind. Angekündigt wird das Werk als multimediales Album, bestehend aus neun Lofi-Pop-rock-Songs, drei Videos und einer Website mit 3D-Aufnahmen. Die Texte sind im Gegensatz zu den drei englischen Vorgängern in Schweizerdeutsch gehalten, in einem Dialekt, in dem bisher «noch nie ein guter Rocksong geschrieben» worden sei, wie das Thurgauer Alternativ-Label AuGeil Records verlautbart. Zumindest untermalen die lyrischen Texte, weder Klamaus noch lokalpatriotischer Anflug, die düstere Grundstimmung des Albums. Das funktioniert. Und gute Rocksongs sind es alleweil.

Die bildlichen wie die musikalischen Dioramen künden von drohendem oder bereits eingetretenem Unheil. Was passiert etwa, wenn Du plötzlich nicht mehr da bist? «Dini Pflanze tröchnet us / dini Platte vestaubet / dini Wösch verschimmlet / und din Hamster stirbt / din Stuehl wird bsetzt / dis Auto vechauft / dis Huus gheist zäme / und din Planet vebrennt», lautet die Antwort im Song *Monument*. Macht aber nichts, «i hundert Joahr redät niemer meh drüber». *Diorama* verspricht schaurig-schöne Tiefflüge in die düsteren Sphären der Alltags-Tristesse und der randurbanen Betondepressionen.

Musikalisch ist *Diorama* wieder ruhiger und damit näher bei den ersten

beiden Obacht Obacht-Platten (*Obacht Obacht*, 2016, und *Some Ghosts*, EP 2017), die sich irgendwo zwischen 90er-Stoner und den frühen Pink Floyd bewegen. Die minimalistischen Popsongs auf *Diorama* klingen weniger laut als der beschwingtere, härtere Vorgänger *Wormhole Songs* (2018). Die Gitarren treten wieder etwas in den Hintergrund und machen Platz für die mal dezenten, mal jammernden Synthesizer. Aber – glücklicherweise – keine Spur vom angesagten Synthpop-Chic. Die Bassläufe bleiben meist rau verzerrt. Obacht Obacht bleibt seinen Stoner-Wurzeln treu, lehnt klassische Rockstereotypen nach wie vor ab und schafft auch locker den Sprung über die aktuell viel zu oft gehörten und wenig originellen Ausflüge in die psychedelischen und garagigen 70er-Jahre hinaus. Hall- und Flanger-Effekte kommen auf *Diorama* zwar zum Einsatz, aber origineller und weniger inflationär als in der hippy-trümmigen Krautnachäfferszene.

Obacht Obacht, das ist und bleibt vor allem Mastermind und alleiniger Songwriter Tobias Rüetschi. Der Soundtütler aus Frauenfeld hat sich ein Jahr Zeit genommen und die Platte Nummer vier nach den Band-Aufnahme-Sessions für *Wormhole Songs* wieder komplett in Eigenregie eingespielt. Diesmal aber nicht mehr auf einem Vierband-Kassettenrekorder wie noch vor vier Jahren für das Debütalbum. Mit dem Songwriting sind auch das Equipment und das technische Know-How gereift. Auch die Videos zu *Monument* und *In Kontakt*, gleitende Makroaufnahmen durch die Details des Kino- und des Laternen-Dioramas, bei denen die Grenzen zwischen Digitalem und Modelliertem verschwimmen, hat Kunststudent Rüetschi selber produziert. Und als Zuckerchen obendrauf gibt es als Bonus-track einen wohligen Triphop-Remix von *Monument* von DAIF aka David Nägeli, der schon bei anderen Obacht Obacht-Produktionen mitgewirkt hat. Das Album erscheint am 5. März online.

Di Wilde und di Zahme

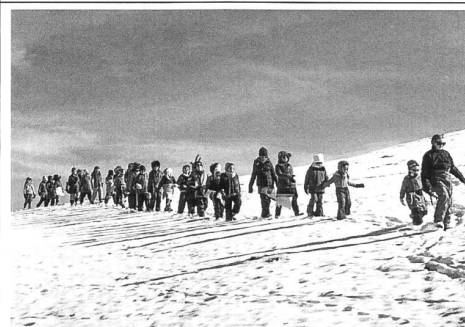


Bild: pd

Sie tauchen auf den Hügeln auf, rollen und trollen durch Schnee und Wald: Nixen und Elfen, Wichtel, Kobolde, Waldgeister, Riesen und Grobiane. Sie spielen mit den Naturelementen und den Himmelsrichtungen und feiern gemeinsam wilde Feste. Oder sind sie eigentlich ganz zahm? *Di Wilde und di Zahme* ist ein Bühnenstück über das Wild-Sein und das Geheimnisvolle in der Natur, über die Regeln der Gesellschaft und die Ängste vor dem Unheimlichen.

Insgesamt 35 Kinder der Musikschule Appenzeller Vorderland haben das Stück gemeinsam mit der Choreografin Gisa Frank entwickelt. Weitere Mitwirkende sind ein Perkussions-Ensemble unter Leitung von Farida Hamdar, junge Musikprofis und Schülerinnen und Schüler der Kantonsschule Trogen. Die Initianten sehen das Stück als Pilotprojekt, übertragbar auf unterschiedliche Schulen, Institutionen und Menschengruppen, da es Alter, Können und Eigensinn der Mitwirkenden mit einbezieht. Und nicht auf blossen Kultur-Konsum setzt, sondern auf das gemeinsame Erfinden von Bewegungsqualitäten und Inhalten.

Videoaufnahmen aus der «wilden» Natur, gefilmt am Kaienspit, verbinden sich mit dem Tanz auf der Bühne zu einem bewegten Musiktheaterstück für Menschen jeden Alters, das spielerisch und heiter danach fragt, was es wirklich braucht, um durchs Leben zu gehen. (Su.)

Di Wilde und di Zahme: 25. März, 16 Uhr und 18.30 Uhr, 29. März, 16 Uhr, Aula des Schulhauses Gerbe Heiden

Heriemini

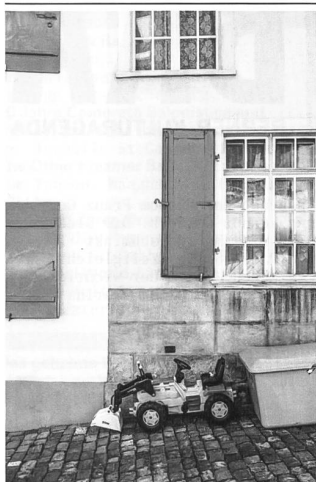


Bild: Thi My Lien Nguyen

«Heriemini – welch eine Freyheit!» So steht es in einem Tagebuchtext des Toggenburger Schriftstellers Ulrich Bräker, in dem er die Errungenschaften der Französischen Revolution bilanziert, so hoffnungsvoll wie enttäuscht. Bräker, der «Näppisueli», 1735 als Sohn eines Tagelöhners und Salpetersieders im «Näppis» geboren, Bauer im Dreyschlatt, Soldat, Schriftsteller, Garnhändler, Shakespeare-Leser, berühmt geworden als der «Arme Mann im Tockenburg», 1798 in Wattwil gestorben: Man würde ihn noch so gerne fragen, wie er heute seine Heimat beschreiben würde, diesen «wilden Erdweinkel», in den er selber «hingeworfen» wurde.

Bräker, der alles, was er wusste, «von eigenem Nachdenken» gelernt hatte, kann man nicht mehr befragen – aber immer wieder: lesen. Und seine Nachkommen im Tockenburg kann man fragen. Viele kommen in diesem Heft zu Wort, einige will Saiten zudem an einer öffentlichen Diskussion ins Gespräch bringen unter dem Titel «Heriemini – welche Zukunft für das Toggenburg?». Der Anlass soll in Lichtensteig stattfinden, provisorischer Termin: Donnerstag der 12. März. Die definitiven Infos, Zeit, Ort und Programm, folgen rechtzeitig auf saiten.ch.

Heriemini – welche Zukunft für das Toggenburg?
12. März (voraussichtlich), Lichtensteig



Das Saiten-Spitalheft: Das war zwar vor einem Monat. Aber das Thema bleibt bekanntlich hoch entzündlich. Auch im Toggenburg. Dort ist uns, am Bahnhof Wattwil, der ultimative Wegweiser zur Spitalschliessungs-Strategie «4 plus 5» vor die Kamera gekommen.



Harsche Kritik an den Spitalverbunden gab es in der Februarsession des Kantonsrats. Aber keine Toggenburg-Umarmung beim Thema Kultur: Eine Mehrheit des Rats lehnte es ab, das Klanghaus in die Liste der «kantonalen Kulturstandorte» aufzunehmen. Dessen Betrieb werde ohne Kantonsfelder finanziert, deshalb erfülle es die Kriterien nicht, sagte Noch-Kulturminister MARTIN KLÖTI. Den Rat beschäftigte anderes mehr: Die Ausstandsregelung für die Kantonsräte MARTIN SAILER und MATHIAS MÜLLER, die beide bei der Klangwelt engagiert sind – dies aber auch ordnungsgemäss gemeldet und protokolliert hatten.



Chancenlos blieb SP-Vertreter ETRIT HASLER mit seinen Anträgen für zusätzliche kantonale Kulturmillionen – obwohl er schlagend argumentierte, damit könnte sich der Rat viele künftige, zermürbende Diskussionen um Kulturbeträge ersparen, die im Verhältnis zum Gesamthaushalt des Kantons «vernachlässigbar» klein seien. Der neuen, auf acht Jahre angelegten Kulturförderstrategie immerhin stimmte das Parlament zu. In der Diskussion hatte Haslers Parteikollegin KATRIN SCHULTHESS an das prekär tiefe Durchschnittseinkommen von Kulturschaffenden in der Schweiz erinnert – schlechter entlohnt als diese seien nur noch die Mitglieder des St.Galler Kantonsrats selber... Erstaunlicherweise wollen trotzdem über tausend Frauen und Männer in die Pfalz. Nicht vergessen: Am 8. März ist Wahltag.

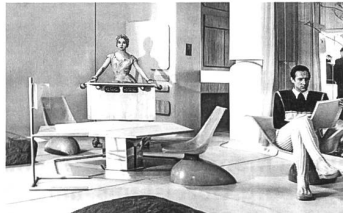


Nochmal ins Toggenburg – dort tobt bekanntlich ein epischer Streit zwischen den Seilbahnbetreibern von Wildhaus und Unterwasser. Jetzt kam die Strafe dafür von höherer Stelle: Orkan Sabine schmiss am 12. Februar kurzerhand ein paar Bäume auf die Umlenkstation des Skilifts Oberdorf. Und Unterwasser hatte wieder einmal Oberwasser.



Eine Etage weiter unten, im Rheintal hat das Kulturhaus Fabriggli schon manchen Sturm überstanden. Mitte Februar wurde jubiliert: 40 Jahre Kleinkunst in Buchs. Eröffnet worden war das Haus am 9. Februar 1980 von seinem «Götti» EMIL. Heute ist es mit den Co-Leiterinnen SVETLANA PAVLOVA und CLAUDIA NOVOTNY und mit Präsidentin KATHARINA SCHERTLER SECLI fest in Frauenhand – gute Voraussetzungen für erfolgreiche weitere Jahrzehnte. Kultur auf dem «Land» gedeiht, nicht nur im Toggenburg.

Monatstipps der Magazine aus dem Aargau, Basel, Bern, Liechtenstein, Luzern, Olten, Winterthur und Zug



Häuser besetzen!

Volle Parkplätze bei Ikea belegen täglich, dass das Gestalten und Einrichten von privatem Wohnraum längst ein Massenphänomen ist. Nun blickt das Vitra-Design-Museum mit «Home Stories» auf die Entwicklung des Interieurs seit 1920 und beleuchtet dieses Phänomen historisch und mit aktuellen Ansätzen. Mit Fotos, Filmen, Dokumenten, Objekten und Modellen geht man der Frage nach, wohin die Wohntrends sich entwickeln angesichts von Bevölkerungszunahme und Ressourcenknappheit. «Home Stories. 100 Jahre, 20 visionäre Interieurs», bis 23. August, Vitra Design Museum, Weil am Rhein, design-museum.de

Programmzeitung

Kultur im Kanton Basel



Happy Birthday!

Zum 90. Geburtstag von Franz Gertsch schenkt das Museum Franz Gertsch dem Burgdorfer Künstler die Ausstellung «Franz Gertsch. Die Siebziger». Zu sehen sind einflussreiche Werke wie «Marina schminkt Luciano», «Medici» oder das Porträt von Patti Smith. Zeitgleich sind Werke des Künstlers Luciano Castelli zu sehen, einem der wichtigsten Protagonisten auf Gertschs Bildern der 70er. (Bild: «Marina schminkt Luciano», © Museum Franz Gertsch) «Franz Gertsch – Die Siebziger», 20. März (Vernissage) bis 16. August, Museum Franz Gertsch, Burgdorf, museum-franzgertsch.ch

BKA

BERNER KULTURAGENDA



Sing, Udo!

«Mit 66 Jahren», «Aber bitte mit Sahne», «Griechischer Wein» – Über 1000 Lieder hat Udo Jürgens komponiert. Leidenschaft und Poesie zeichneten den Musiker aus. Diese aussergewöhnliche Hommage an den Grandseigneur der Unterhaltungsbranche ist verpackt in einen kurzweiligen und unterhaltsamen Konzertabend, der begeistert und verzaubert.

«Die Udo Jürgens Story»
26. März, 19.30 Uhr, SAL Schaan, sal.li

KuL



Free Jana!

Im Nachgang zu ihrer Reportage aus einer Hausbesetzung in Luzern wurde Journalistin Jana Avanzini im letzten Jahr wegen Hausfriedensbruchs erstinstanzlich verurteilt. Die Journalistin kämpft nun vor dem Kantonsgericht für ihr Recht auf freie Berichterstattung. Doch Recht-Bekommen ist nicht gratis, deshalb steigt im Luzerner Parterre nun eine Benefizparty. Diskussionspodium, Konzert und Party; so macht der Kampf für Pressefreiheit Spass! Medienfreiheit JETZT – mit Podium und Party, 7. März, 19 Uhr, Parterre, Luzern parterre.ch, Unterstützung für Jana Avanzini: funders.ch/projekte/jana

041

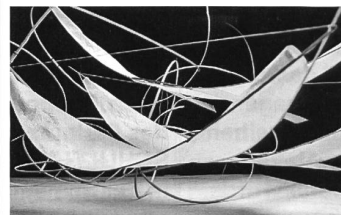
www.null41.ch



No Future!

Dass sich das Klima verändert, ist ein Fakt. Aber was genau wissen wir über den Klimawandel? Welchen Prognosen können wir vertrauen? Welche Auswirkungen hat der das auf uns und unseren Lebensstil? Sollen und können wir – einzeln und als Gemeinschaft – überhaupt etwas tun? Mit Fachleuten wird der Klimawandel an den öffentlichen Ringvorlesungen aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet. **Blicke auf den Klimawandel, März bis Mai, jeden Dienstagabend, Fachhochschule Nordwestschweiz, Campus Olten**
24. März: Laurin Buser, Slam Poet, Schauspieler und Rapper, fhnw.ch

AUSGEHEN



Hebt ab!

Da Abstecher in luftige Höhen ökologische Gewissensbisse en masse mit sich bringen, bietet das Gewerbemuseum Abhilfe für Flugfans. Anna Rubins Installation «In die Luft gebaut» lässt Fliegerherzen höherschlagen. Künstlerin und Drachenbauerin Rubin kombiniert Handwerk mit Material, Tradition mit Wissen, Technik mit Kunst und Freiheit mit Wind. In zwei Workshops kann man zudem auch lernen, selber schwerelos abzuheben. «Anna Rubin – In die Luft gebaut», 1. März bis 16. August, Gewerbemuseum Winterthur, gewerbemuseum.ch

Coucou



Frühling, prima!

Wenn es in der Zuger Altstadt aus allen Löchern, Kellern, Bars und Bistros klingt, muss «Primavera» sein. Zum vierten Mal organisieren der Verein Waldstock und die Zuger Gastro-Betriebe das Frühlingsfestival und ermöglichen Kulturgenuß zum Spottpreis, nämlich gratis. Seit seinen Anfängen 2017 mit neun beteiligten Beizen, hat sich das Festival mittlerweile auf 15 Veranstaltungsorte ausgeweitet. Das Konzept ist genauso simpel wie gut: durch die Altstadt flanieren, essen und gute Musik hören.

«Primavera» Festival, 27. März, ab 17 Uhr, Altstadt Zug, primavera.waldstock.ch

ZUGKultur



Tanz, Puppen!

Das Figurentheater hat in Aarau Tradition – nicht zuletzt seit Hansueli Trüb vor 20 Jahren den Fabrikpalast ins Leben rief. Mit dem Figuren- und Objekttheaterfest «Szene machen» wird diesem Jubiläum und dem 40-jährigen Bestehen der Compagnie Theater-Pack Rechnung getragen. Vom 13. bis 21. März werden im Fabrikpalast sowie im Theater Tuchlaube zehn (Ko-)Produktionen aus ganz Europa und der Schweiz gezeigt. (Bild: Krabat Ensemble. Foto: Michal Strokowski)

Figurentheaterfest «Szene machen»
13. bis 21. März, diverse Orte in Aarau, fabrikpalast.ch

AAKU

Aargauer Kulturmagazin

Mit Saiten zusammen bilden diese eigenständigen Kulturmagazine den «Kulturpool». Mit ihren Regionen bestens vertraut, betreiben die Magazine engagierte Kulturberichterstattung und erreichen gemeinsam 745'066 Leserinnen und Leser. Dank seinem grossen Netzwerk ist der «Kulturpool» die ideale Werbeplattform, wenn es über die Ostschweiz hinausgeht. kulturpool.org